~~Jt. IX 118~~

Bg. o. 605

Xenophon

f

ki

Sokrates als Mensch und Lehrer.

Oder:

denkwürdige Reden und Thaten des Sokrates

aus dem Griechischen des Xenophon, mit erläutern=
den Anmerkungen begleitet

von

Heinrich Kunhardt,

Dokt. d. Philosophie, Subrektor am Gymnasium zu Lübeck.

Lübeck und Leipzig,
bei Friedrich Bohn,
1802.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorbericht.

Für Freunde des Wahren und Guten, die, der griechischen Sprache unkundig, den göttlichen Geist des weisesten Atheners von seinem treuesten Schüler im Gewande der Wahrheit dargestellt zu sehen wünschen; für Lehrer in Schulen, die, bei der deutlichsten Einsicht in den Sinn der Urschrift, verwöhnt durch den Genius anderer Sprachen, nicht selten um den deutschen Ausdruck verlegen sind, und, indem sie ängstlich alle Formen des Originals

ausdrücken wollen, die kunstlose Schönheit desselben verzerren; für Schüler endlich, die den mühsamen Fleiß, der von Anfängern in einer, mit Partikeln fast überladenen Sprache auf die Erklärung des Wortsinnes verwendet werden muß, dadurch belohnen wollen, daß sie einen vorher genau durchdachten Abschnitt noch einmal überlesen; — für diese dreifache Klasse von Lesern bestimmte ich die gegenwärtige Uebersetzung. Ein herrliches Muster anspruchloser Größe, unbestechlicher Wahrheitsliebe und Tugend; ein denkwürdiger Mann für Alle, denen Menschenwerth, ächte Humanität, freimüthiger Biedersinn, uneigennütziger Diensteifer, und höchste Consequenz ehrwürdig sind, bleibt Sokrates für alle Zei-

ten; und seine, zwar von den Flecken des Zeitalters nicht auf allen Seiten gesäuberte, doch fast durchweg mit den Aussprüchen gesunder Vernunft und reinen Gefühles einstimmige Lehre verdient besonders in unsern Tagen durchdacht und beherzigt zu werden. Denn kritische Grübler und nachbetende Vertheidiger spitzfindiger Theorien, die dem System zu Gefallen oft selbst unsere wahrste Empfindung zur Lügnerinn machen, verhalten sich zu dem Manne von gesundem Verstande, partheiloser Wahrheitsliebe, und bescheidenem Mißtrauen in eigene oder erborgte Weisheit, wie einst die Sophisten zum Sokrates. An Widersprüchen, Eigendünkel und Unwissenheit in den gemeinsten Angelegenheiten fehlt es auch

Manchem von ihnen so wenig, als jenen gelehrten Physikern, die der weise Athener mit Wahnsinnigen zu vergleichen pflegte. Obgleich also zu erwarten steht, daß die Vernunft, ihrer Grenzen kundig, bald aus dem leeren Raume fruchtloser Spekulazionen in die Region menschlicher Wissenschaft wiederkehren, und eitler Luxus den Weg zur bescheidnen Mäßigung bahnen werde: so mag doch vorläufig Sokrates die Nothwendigkeit einer Beschränkung der Wißbegierde unsern Zeitgenossen einschärfen. — Dem aufmerksamen Leser der neutestamentlichen Evangelien werden in diesem Bändchen, und noch mehr im folgenden, in dessen Anhange ich eine Parallele zwischen Sokrates und Jesus zu ziehen denke,

auffallende Aehnlichkeiten der größten Tugendlehrer in Grundsätzen und Handlungen unverkennbar seyn. Oder verdient des wahrheitsliebenden, ich möchte sagen evangelisch schreibenden Xenophons Zeugniß von seines Lehrers fleckenloser Tugend, das er schon in den hier erscheinenden Abschnitten so oft ablegt, nicht eben so viel Glauben, als ein Zeugniß des Johannes? Man müßte ein schnöder Verächter alles Unchristlichen, und einseitiger Exeget seyn, um dieß zu behaupten. —

Wer, durch pikante Delikatessen verwöhnt, der Hausmanns-Kost des gesunden Verstandes keinen Geschmack abgewinnet, der wird schon, wenn er kaum den ersten Bogen dieser Schrift gelesen hat, sie überdrüssig zur

Seite legen. Aber wäre es mir nur in den schönsten Stellen, z. B. in der vortrefflichen Allegorie vom Herkules, gelungen, die edle Einfalt und ungeschminkte Natur-Schönheit des nie ganz erreichbaren Originals auszudrücken: so würde vielleicht meine Arbeit den Weisen der Nazion nicht ganz mißfallen. —

Lübeck im Febr. 1801.

K.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Oft war es mir unbegreiflich, durch welche Gründe die Ankläger des Sokrates den Athenisern wahrscheinlich gemacht haben könnten, daß er als Verbrecher gegen den Staat hingerichtet zu werden verdiene. Die Klageschrift gegen ihn war ungefähr so abgefaßt: Sokrates handelt unrecht, einmal indem er die dem Staate heiligen Götter nicht anerkennet, dafür aber neue einführet; zweitens in sofern er die Jugend verdirbt. Was nun den ersten Vorwurf betrifft, daß er die Götter des Staates nicht verehre, woraus möchten sie diesen wol abnehmen? Oft hat er ja doch in seiner Wohnung, oft auch an den gemeinschaftlichen Altären aller Bürger geopfert, und von der Wahrsager-Kunst hat man ihn öffentlich Gebrauch machen sehen. Denn bekannt genug ist es, daß

Sokrates zu sagen pflegte, sein Genius gebe ihm Winke. Und eben daher mag denn auch wol vorzüglich die Beschuldigung kommen, daß er neue Götter einführe. Gleichwol ist er (darin) eben so wenig Neuerer, als alle andere, welche die Wahrsagerei gelten lassen, und den Flug der Vögel, bedeutende Laute, Zeichen und Opfer (als Mittel zur Erkenntniß der Zukunft) benutzen. Denn diese glauben doch, daß weder die Vögel, noch die entgegenkommenden Menschen wissen, was denen, die Auspicien anstellen, vortheilhaft sey, sondern daß die Götter es durch diese zu erkennen gegeben, und der Meinung war auch Sokrates. Der große Haufe gibt indeß vor, es werde ihm von den Vögeln und den entgegenkommenden Menschen ab- und zugerathen; Sokrates aber sprach seiner Ueberzeugung gemäß. Er sagte nämlich, sein Genius (Schutzgeist) bedeute ihm die Zukunft; und vielen seiner Freunde rieth er, nach der Anweisung seines Dämons, dieses zu thun, jenes zu unterlassen. Wer nun seinen Rath befolgte, hatte Nutzen davon; wer nicht folgsam war, den gereuete es. Wer möchte nun nicht wol eingestehen, daß er weder für einen Thoren, noch für einen Prahler von seinen Freunden gehalten werden wollte; und

doch müßte er für beides gehalten seyn, wenn er etwas als göttliche Eingebung angekündiget hätte, und hinterher als Lügner erschienen wäre. Offenbar würde er also dergleichen nicht vorher- gesagt haben, wenn er nicht Wahrheit zu ver- kündigen geglaubt hätte. Wer würde aber in solchen Fällen einem andern, als Gott, Glauben beimessen? Und wie konnte ein Mann, der den Göttern traute, das Daseyn der Götter bezwei- feln? Diese Denkart zeigte er nun auch im Be- tragen gegen seine Freunde. Geschäfte von un- trüglichem Erfolge rieth er auf eine Art zu be- treiben, die nach seiner Ueberzeugung die beste war; über Geschäfte von ungewissem Erfolge aber ließ er sie das Orakel befragen, ob sie thunlich wären. Wer einem Hauswesen, oder dem Staate vorstehen wolle, bedürfe, sagte er, des Beistandes der Wahrsagerkunst. Freilich glaubte er, man könne schon durch sich selbst ein Baumeister, Eisenschmid, das Oberhaupt ei- nes Staates, oder ein theoretischer Kenner ih- rer Geschäfte; ein Rechenmeister, Oekonom wer- den, und Kenntnisse der Art nach menschlichem Gutdünken zum Ziele seines Strebens machen. Allein die wichtigsten von den dabei vorkommen- den Angelegenheiten, sagte er, von welchen der

Mensch nichts wisse, hätten die Götter sich vorbehalten.

Denn wer auch noch so gut den Acker bepflanze, wisse doch nicht, wer die Frucht ernten; wer auch noch so schön sein Haus baue, wisse nicht, wer es bewohnen werde; dem Heerführer sey es unbekannt, ob die Anführung des Heeres; dem Staatsregenten, ob die Aufsicht über den Staat von glücklichem Erfolge seyn werde. Eben so wenig wisse der Mann, der, um glücklich zu leben, ein schönes Weib heirathe, ob dieß ihm nicht Kummer verursachen, noch derjenige, welcher mit mächtigen Bürgern durch Heirath verwandt geworden sey, ob er durch sie nicht aus dem Staate werde verdrängt werden. Wer aber in allen diesen Angelegenheiten gar keine Wirkung der Gottheit anerkennen wolle, sondern glaube, daß Alles auf menschlicher Klugheit beruhe, habe den Verstand verloren; und eben so unvernünftig sey es, ein Orakel um Angelegenheiten zu befragen, deren Beurtheilung die Götter nachdenkenden Menschen selbst verstattet hätten; z. B. zu fragen, ob es besser sey, einen erfahrnen Kutscher zum Fuhrmann zu nehmen, oder einen unkundigen; ob man einem geschickten oder unfähigen Steu-

ermann sein Schiff anvertrauen; was man wissen müsse, um rechnen, messen, wägen zu können. Wer so etwas von den Göttern erfragte, that, seines Erachtens, Unrecht. Man müsse vielmehr, sagte Sokrates, die Geschäfte lernen, zu deren Ausrichtung die Götter denen Vermögen verliehen, die sich Kenntniß davon verschafft hätten; was aber den Menschen nicht bekannt gemacht wäre, das sollte man durch Divinazion von den Göttern zu erfragen suchen, weil diese es jedem mittheilten, dem sie gnädig wären. — Er zeigte sich ferner täglich dem Volke. Denn früh Morgens besuchte er die Spaziergänge und Gymnasien; wenn der Markt mit Menschen angefüllt war, sah man auch ihn darunter, und den ganzen übrigen Theil des Tages befand er sich auf solchen Plätzen, wo er die meisten Menschen antreffen konnte: dann sprach er fast ohne Unterlaß, und, wer Lust hatte, durfte ihm zuhören. Niemals aber hat einer gesehen, daß Sokrates etwas that, nie einer gehört, daß er etwas sagte, womit Religion und Sittlichkeit nicht hätten bestehen können. Er sprach nämlich nicht, wie die meisten seiner Zeitgenossen, von der Natur des Welt-

alls; grübelte nicht über die Beschaffenheit des Kosmos der Sophisten, und über die Naturgesetze, nach welchen jede Erscheinung am Himmel erfolge. Auch erklärte er die für Thoren, die über Gegenstände von der Art grübelten. — Von solchen Philosophen wünschte er vor allen Dingen zu wissen, ob sie etwa in der Ueberzeugung, von menschlichen Angelegenheiten schon genug unterrichtet zu seyn, auf den Gedanken kämen, so schweren Gegenständen nachzuforschen, oder, ob sie ihre Pflicht zu thun glaubten, wenn sie, unbekümmert um die Sache der Menschheit, über Naturgegenstände (göttliche Dinge) philosophirten. Auch wunderte er sich, daß sie die Unmöglichkeit einer solchen Erkenntniß für Menschen nicht einsähen, da doch sogar diejenigen, die sich am meisten mit ihrer Lehr-Weisheit in diesem Fache brüsteten, nicht einstimmig unter einander in ihren Meinungen wären, sondern wie Wahnsinnige sich zu einander verhielten.

Denn manche Wahnsinnige fürchteten selbst das Schreckliche nicht; andern wäre sogar vor gleichgültigen Dingen bange; einige hielten es nicht für Schande, selbst vor den Augen der Leute Alles zu thun und zu sagen, was ihnen

beliebte; andere meinten, man dürfe sich nicht einmal in die Gesellschaft der Menschen hinauswagen; manche hätten weder vor Tempeln, noch vor Altären, noch vor andern der Gottesverehrung geweiheten Dingen Ehrfurcht; andere hingegen zeigten sogar religiöse Hochachtung für Steine, für hölzerne Bilder und gemeine Thiere. So glaubten auch manche von denen, die über allgemeine Naturgesetze grübelten, das ganze Weltall sey nur eine Substanz, andere meinten, es gebe eine unendliche Menge von Dingen; einige, es wäre Alles in steter Bewegung; andere, es sey auch nicht eine Substanz in Bewegung. Manche sagten, Alles entstände, und verginge dann wieder; nichts nähme einen Anfang, nichts ein Ende. Er wünschte ferner zu wissen, ob wol gleich denen, die eine im bürgerlichen Leben anwendbare Kunst gelernt hätten, und nun für sich und jeden andern, der es verlangte, Kunstprodukte liefern zu können glaubten, auch die Naturphilosophen, nachdem sie mit den Entstehungsgesetzen aller Dinge bekannt geworden wären, nach Belieben Wind und Wasser, und Jahreszeiten, und was sie von der Art sonst nöthig hätten, machen zu können glaubten; oder ob sie sich, da so etwas nicht einmal zu erwar-

ten sey, mit der bloßen Kenntniß von der Entstehung dieser Naturerscheinungen begnügten.

So sprach er von denen, die ihren Fleiß auf solche Wissenschaften verwandten. Die Gegenstände seiner Gespräche waren immer menschliche Angelegenheiten; er untersuchte, was Gottesverehrung und Irreligion; was Wohlstand und Uebelstand, Recht und Unrecht, Gesundheit und Krankheit des Gemüths; Männersinn und Feigheit, ein Staat und ein staatskluger Mann sey; was das heiße: Menschen regieren, und in der Regierkunst erfahren seyn; und dachte über andere ähnliche Gegenstände, von welchen er glaubte, daß ihre Kenntniß edle und gute Menschen bilde, Unkunde derselben aber den ungebildeten (sclavisch erzogenen) Menschen verrathe.

Nun ist es freilich kein Wunder, daß seine Richter ihn schief beurtheilten in Ansehung der Punkte, worüber er seine Meinung nicht deutlich geäußert hatte; aber wundern muß man sich, wenn sie auch das nicht beherzigten, was allgemein bekannt war. Als er nämlich einst in den Rath der 500 aufgenommen war; den Eid der Senatoren geleistet hatte, worin man versprechen mußte, sich während des übernommenen

Amtes nach den Gesetzen zu richten, und nun Epistat (Vorsteher) der Versammlung geworden war, verbot er dem Volke, da es über die 9 Feldherrn, zu welchen unter andern auch Thrasylus und Erasinides gehörten, den Gesetzen zuwider, auf einmal abstimmen, und das Todesurtheil sprechen wollte, troz dem zürnenden Demos, troz den Drohungen vieler Mächtigen, das Votiren; und wollte lieber seinen Eid erfüllen, als dem Volke durch Verletzung der Gerechtigkeit schmeicheln, und so sich vor Drohungen sichern. — Er glaubte auch, daß die Götter ganz anders für die Menschheit sorgten, als sich der große Haufen vorstellte. Dieser meint nämlich, die Götter wissen etwas, haben von manchen Dingen aber keine Erkenntniß. Sokrates glaubte dagegen, die Götter wüßten Alles, was je gesprochen, je gethan, je im Stillen gedacht wäre (jeden Ausspruch, jede That, jede heimliche Absicht); wären überall gegenwärtig, und zeigten dem Menschen, was er in jeder Angelegenheit zu hoffen oder zu fürchten habe. —

Darum wundre ich mich, daß die Athenienser jemals glauben konnten, Sokrates habe von der Gottheit falsche Begriffe gehegt; er, der weder in Reden noch in Thaten die mindeste

Gleichgültigkeit gegen Religion äußerte, vielmehr durch Worte und Handlungen so viel Ehrfurcht gegen die Götter zeigte, daß, wer ihm gleich spricht und handelt, zu den frömmsten Menschen gerechnet werden kann.

Zweiter Abschnitt.

Es befremdet mich ferner auch, daß manche geglaubt haben, Sokrates hätte die Jünglinge verführt; ein Mann, der mit den angegebenen Vorzügen nicht allein die größte Enthaltsamkeit im Genusse der Liebe und Nahrungsmittel verband, sondern auch gegen Kälte und Hitze, und gegen jedes Ungemach im höchsten Grade abgehärtet, außerdem so sehr gewöhnt war, wenig zu gebrauchen, daß er bei einem äußerst geringen Vermögen doch leicht die Bedürfnisse des Lebens befriedigte.

Wie sollte er nun, da er selbst so gut war, wol Andere zu Verächtern der Götter und der Gesetze, zu Schlemmern und Wollüstlingen, oder weichlichen Menschen gebildet haben? Er hielt vielmehr Manche von solchen Lastern zurück, flößte ihnen das Verlangen nach Tugend ein,

und erregte bei ihnen die Hoffnung, daß sie, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, edle und gute Menschen werden könnten. Gleichwol versprach er nie darin ihr Lehrer seyn zu wollen; sondern erregte dadurch, daß er sich als Muster in jenen Tugenden zeigte, bei seinen Schülern die Hoffnung, daß auch sie durch Nachahmung seines Beispiels ihm ähnlich werden könnten. Aber er versäumte auch nicht, für seinen Körper zu sorgen, und tadelte andere, die gegen den ihrigen gleichgültig waren. Er mißbilligte darum das Uebermaaß im Essen und Arbeiten; rieth aber so viel zu genießen, als man mit gutem Appetit zu sich nehmen könnte, und dieß durch gehörige Bewegung zu verarbeiten. Denn er glaubte, daß eine solche Lebensordnung zur Gesundheit des Körpers hinreichend, und der Sorge für die Bildung des Geistes nicht nachtheilig sey. Doch zeigte er weder Luxus noch Eitelkeit, so wenig in Kleidung und Schuhen, als im übrigen Anzuge und in seiner ganzen Art zu leben. Er machte auch seine jungen Freunde durchaus nicht zu habsüchtigen Menschen. Er minderte nicht bloß die habsüchtigen Begierden anderer Menschen, sondern forderte

auch von denen, die ihn zum Lehrer zu haben wünschten, kein Geld.

Wer sich nichts bezahlen lasse, glaubte er, behaupte seine Freiheit; wer aber Geld für den Unterricht nehme, mache sich selbst dienstbar, weil er nun gezwungen sey, denen, die ihn bezahlt hätten, Unterricht zu geben. Es war ihm auch unbegreiflich, wie einer, der sich als Jugendlehrer ankündigte, noch Geld einfordern, und sich nicht durch Bildung eines edeln Freundes hinreichend belohnt halten, sondern befürchten könne, der Mensch, den er zum biedern und guten Bürger gebildet habe, werde seinem größten Wohlthäter nicht den innigsten Dank beweisen.

Sokrates versprach nun freilich keinem Menschen einen Unterricht von der Art; glaubte aber, daß diejenigen seiner Freunde, die seine Grundsätze annähmen, ihm und andern Menschen ihr ganzes Leben hindurch treue Freundschaft beweisen würden. — Wie konnte darum wol dieser so gute Mann die guten Männer verführen, wenn anders die Bildung zur Tugend mit der Verführung nicht einerlei ist?

Er flößt aber, sagt der Ankläger, so wahr Jupiter lebt, seinen Schülern Verachtung gegen die eingeführten Gebräuche ein, wenn er sagt, daß es

thöricht sey, die Archonten der Republik durch Bohnen wählen zu lassen, da doch niemand einen Steuermann, einen Tischler, einen Flötenspieler, noch einen andern Menschen von der Art zu solchen Geschäften durch Bohnen wählen lasse, worin ein Versehen weit weniger nachtheilig sey, als in Staatsgeschäften. Solche Reden, fährt er fort, verleiten die Jünglinge zur Verachtung der einmal bestehenden Staatsverfassung, und machen sie zu gewaltthätigen Rebellen. Allein ich glaube, daß Männer, die ihren Verstand gebrauchen, und sich für fähig halten, ihren Mitbürgern nützliche Lehren zu geben, am wenigsten gewaltthätig verfahren, weil sie es einsehen, daß mit Gewaltthätigkeit Feindschaft und Gefahr verknüpft ist; durch Hülfe der Ueberredung dagegen, ohne Gefahr und in freundschaftlicher Harmonie, eben so viel ausgerichtet werde. Denn wer gezwungen ist, haßt uns, als hätten wir ihn seiner Rechte beraubt; wer aber durch Ueberredung zum Nachgeben gebracht ist, liebt uns aus einem Gefühle der Dankbarkeit. Darum sind auch nicht Männer, die ihre Denkkraft üben, sondern nur Leute, die Stärke ohne Kenntniß besitzen, zu solchen gewaltthätigen Handlungen geneigt. Außerdem möchte auch wol ein Mensch, der Gewalt zu gebrauchen sich er-

kühnt, nicht wenige Mitstreiter nöthig haben; wer aber die Kunst der Ueberredung versteht, bedarf keines einzigen Gehülfen; denn er wird allein doch wol andere nach seinem Willen lenken zu können glauben. Zum Mordgewehr greifen auch gerade solche Leute am wenigsten; denn wer möchte wol lieber einen Menschen todt schlagen, als ihn, so lange er noch lebet, überreden und dadurch seinen Absichten günstig machen?

Allein, erwiedert der Kläger, Kritias und Alcibiades, zwei vertraute Schüler des Sokrates, haben doch dem Staate sehr großes Unheil zugefügt. Kritias war während der Oligarchie der habsüchtigste und gewaltthätigste aller Bürger; Alcibiades aber gleichfalls während der demokratischen Verfassung der zügelloseste muthwilligste Frevler.

Ich will nun zwar, wenn jene Männer dem Staate Unheil angerichtet haben, nicht ihr Vertheidiger werden, aber doch erzählen, wie ihr Umgang mit dem Sokrates beschaffen war.

Diese beiden Leute waren nämlich die ehrgeizigsten aller Athenienser; sie wollten, daß alles durch ihre Hände gehen sollte, und suchten sich den größten Namen zu erwerben. Sie wußten nun, daß Sokrates von einem sehr geringen Ver-

mögen ganz gemächlich lebte; in dem Genusse jegliches Vergnügens sehr enthaltsam, und fähig war, jeden, der mit ihm sprach, nach seinem Gefallen zu lenken.

Kann man nun wol, da sie dieß wußten, und den angegebenen Charakter hatten, behaupten, daß sie aus Achtung für die Lebensart und Weisheit des Sokrates seinen Umgang gesucht haben, oder muß man annehmen, daß sie glaubten, durch seinen Umgang zu Rednern und Geschäftsmännern gebildet zu werden?

Ich glaube wenigstens, wenn ein Gott ihnen die Wahl ließe, entweder ihr ganzes Leben hindurch wie Sokrates hinzubringen, oder zu sterben; sie würden lieber den Tod wählen. Doch sie sind auch durch ihre Handlungen bekannt genug geworden, denn sobald sie ihren Mitschülern überlegen zu seyn glaubten, eilten sie unverzüglich vom Sokrates fort, und beschäftigten sich mit den Staatsangelegenheiten, die in ihnen den Wunsch nach dem Umgange mit Sokrates erregt hatten.

Nun möchte man vielleicht wol darauf erwiedern; Sokrates hätte nicht eher seine Schüler zu staatsklugen, als zu guten Menschen bilden sollen. Ich widerspreche freilich dieser Behauptung nicht; bemerke aber an allen Lehrern, daß sie ihren Schü-

lern an eigenen Beispielen zeigen, in wie fern sie selbst die vorgetragenen Lehren befolgen, und dann auch durch mündliche Ermahnungen zur Nacheiferung erwecken.

Nun habe ich auch gesehen, wie Sokrates sich seinen Schülern als einen edeln und rechtschaffenen Mann zeigte, und gehört, wie er von der Tugend und andern Angelegenheiten der Menschheit auf das erbaulichste mit ihnen sprach. Ich weiß ferner, daß jene beiden Männer, so lange sie mit Sokrates umgingen, nicht aus Furcht vor einer Bestrafung oder körperlichen Züchtigung, sondern weil sie damals dieß für das Beste hielten, wohlgesittet waren.

Viele vorgebliche Philosophen möchten zwar auch wol einwenden, daß der gerechte Mann schwerlich je ein Ungerechter, der Wohlgesittete ein Frevler werden, noch einer überhaupt das Begreifliche, was er gelernt habe, ganz vergessen könne. Allein ich bin darin einer andern Meinung; denn ich sehe, daß, wie Menschen, die ihren Körper nicht üben, zu körperlichen Verrichtungen unfähig werden, so auch diejenigen, welche den Geist nicht üben, der Geistesarbeit nicht gewachsen sind, und weder ihre Pflicht thun, noch das Pflichtwidrige unterlassen können.

Darum halten auch Väter ihre Söhne, selbst wenn diese schon wohlgesittet sind, doch vom Umgange mit bösen Menschen zurück, weil sie wol einsehen, daß die Tugend durch Umgang mit guten Menschen geübt, durch Umgang mit bösen aber vernichtet wird. Das Nämliche bezeugt auch der Dichter in den Versen:

Gutes lernst du von den Guten;
Doch wenn du mit Bösen umgehst
Geht das Gute selbst verloren;

und ein anderer, wenn er sagt:

Jetzt war er ein Braver; dann wieder ein Feiger,
Dann wieder brav.

Auch ich stimme dieser Meinung bei. Denn ich bemerke, daß, wie Leute, die sich nicht üben, Verse vergessen, so auch der Vortrag des Lehrers von denen, die ihn nicht wieder überdenken, vergessen wird. Vergißt aber einer merkwürdige Vorschriften, so ist ihm auch das entfallen, was durch seinen Eindruck das Herz für die Tugend gewinnet; und hat er dieß vergessen, so ist's auch kein Wunder, daß er der Tugend untreu wird.

Ferner sehe ich, daß Leute, die zur Trunkliebe verleitet, und zu Ausschweifungen in der Liebe hingerissen werden, weniger als vorher ihre

Pflicht zu thun, und das Verbotene zu lassen fähig sind. Denn viele, die, bevor sie verliebt waren, Geld sparen konnten, können es nicht mehr, seitdem sie verliebt sind, und Leute, die ihre Güter verschwenden, schämen sich nicht, einen Gewinn zu machen, den sie vorher verschmähten, weil sie ihn für schändlich hielten.

Wie sollte es daher unmöglich seyn, daß ein Mensch, der vorher sich mäßigen konnte, nachher ein Sclav seiner Begierden; und daß einer, der schon gerecht handeln konnte, ungerecht werde? Alles was edel und gut ist, vorzüglich aber die Mäßigung der Begierden, wird, wie ich glaube, durch Uebung erworben. Denn einem und dem nämlichen Körper sind mit der Seele zugleich die Begierden eingeflößt; und diese muthen der erstern zu, daß sie — nicht Maaß halten, sondern je eher je lieber, ihnen und den Bedürfnissen des Körpers willfahren möge.

Auch Kritias und Alcibiades konnten darum, so lange sie beym Sokrates waren, mit seiner Hülfe ihre bösen Begierden beherrschen; nachdem sie aber von ihm sich entfernt hatten, entwich Kritias nach Thessalien, und ging dort mit Menschen um, die mehr gesetzwidrig als gerecht handelten. Auch Alcibiades, der seiner Schönheit

wegen, von vielen und angesehenen Weibern gesucht; wegen der Macht, die er im Staate und unter seinem Anhange errungen hatte, durch viele Schmeichler verderbt, vom Volke gefürchtet ward, und Andern es leicht zuvorthat; auch er, sage ich, machte es, wie Fechter, die in den gymnastischen Spielen leicht den Sieg erkämpfen, und darum die Uebung des Körpers vernachlässigen — er versäumte die Bildung seiner Kräfte.

Wenn so viele Umstände bei ihnen zusammentrafen; wenn sie stolz auf ihre Abkunft; hochmüthig ihres Reichthums wegen; aufgeblasen durch ihre Macht; von vielen Menschen verderbt, und außerdem noch von Natur zum Bösen geneigt, auch vom Sokrates lange entfernt waren: wie kann es denn noch auffallend seyn, daß sie muthwillige Menschen wurden? Und nun will der Ankläger, wenn sie etwas verbrochen haben, den Sokrates eines Versehens beschuldigen? Daß dieser sie aber schon, in ihren ersten Jünglingsjahren, als sie wahrscheinlich sehr unvorsichtig und zügellos waren, zur Selbstbeherrschung gewöhnte, scheint ihm gar kein Lob zu verdienen? In andern Fällen wird doch nicht so geurtheilet. Denn welcher Flöten- oder Cytherspieler, und welcher andere Lehrer, der brauchbare Schüler gebildet hat,

ist verantwortlich dafür, daß diese, wenn sie zu andern übergegangen sind, weniger brauchbar werden? Und welcher Vater wird wol, wenn sein Sohn im Umgange mit einem Menschen wohlgesittet ist, dann aber im Umgange mit einem andern sich verschlimmert, dem erstern die Schuld beimessen? Und nicht um so mehr den erstern loben, je mehr sich der Sohn bei dem andern von einer schlechten Seite zeigt? Haben doch die Väter sogar, die ihre Söhne erziehen, wenn sie nur selbst weise sind, nicht die Vergehungen derselben zu verantworten.

So mußte man auch billig den Sokrates beurtheilen. That er selbst etwas Böses, so ward er mit Recht für einen Bösen gehalten.

Wenn er aber immer Gerechtigkeit übte, wie kann er dann mit Recht für eine ihm nicht beiwohnende lasterhafte Gesinnung verantwortlich seyn? Freilich würde man mit Recht ihn tadeln, wenn er, auch ohne selbst etwas Böses zu thun, die Fehler jener Menschen gelobt hätte. Als er merkte, daß Kritias den Euthydem liebte, und zu wollüstigen Absichten gebrauchen wollte, warnte er ihn vor diesem Laster; stellte ihm vor, daß dieß eine niederträchtige, eines edlen und guten Mannes unwürdige Handlung wäre, einen Ge-

liebten, dem er doch gern sich achtungswerth machen wolle, im Tone eines Bettlers um etwas, das gar keinen Werth hätte, zu ersuchen, und bei allen Bitten noch überher etwas zu geben. Als aber Kritias auf diese Vorstellungen nicht achtete, und sich nicht abhalten ließ, soll Sokrates in Gegenwart vieler andern Menschen, unter denen auch Euthydem war, gesagt haben, Kritias hätte die Triebe einer Sau gefühlt, und am Euthydem sich zu reiben gesucht, wie Ferkel sich an Steinen rieben. Darum haßte freilich auch Kritias den Sokrates so heftig, daß er es ihm noch dachte, als er schon nebst dem Charikles in das Corps der 30 gesetzgebenden Männer aufgenommen war, und ein Gesetz vorschlug, worin verboten ward, die Redekunst zu lehren. Er wollte ihm nämlich gern wehe thun, und wußte doch nicht, von welcher Seite er ihm beikommen sollte, sondern mußte ihm das Schuld geben, was man allen Philosophen ohne Ausnahme vorwarf, und machte ihn so beim großen Haufen verhaßt. Ich bin freilich weder selbst in einer solchen Kunst jemals vom Sokrates unterrichtet, noch habe ich von einem Andern gehört, daß er darin unterrichtet sey. Es zeigte sich aber bald, (wen das Gesetz habe treffen sollen,) denn als die 30 Ty-

rannen viele der besten Bürger getödtet, und viele andere zur Ungerechtigkeit verleitet hatten, sagte einmal Sokrates, er wundere sich schon, wenn ein Rinderhirt, unter dessen Aufsicht das Vieh kleiner und magerer werde, nicht gestehen wolle, daß er ein schlechter Hirt sey; noch auffallender aber sey es, wenn ein Staatsbeamter, der die Anzahl der Bürger vermindere und verschlimmere, sich nicht schämen, und für einen schlechten Staatsbeamten halten wollte. Sobald nun dem Kritias und Charikles dieß hinterbracht war, luden sie den Sokrates vors Gericht, kündigten ihm das Gesetz an, und verboten ihm, ferner die Jugend zu unterrichten. Sokrates aber fragte sie, ob es erlaubt wäre, sich belehren zu lassen, wenn er in dem ihm gegebenen Befehl noch manche Dunkelheit finde. Beide bejaheten die Frage. Nun sprach jener: ich bin gewohnt den Gesetzen zu gehorchen; um aber nicht aus Unwissenheit einen Theil des Gesetzes zu verfehlen, wünsche ich mit Gewißheit von Euch zu erfahren, ob Ihr den Gebrauch der Redekunst deswegen verbietet, weil Ihr glaubt, daß sie den richtigen Gebrauch der Rede lehre, oder weil Ihr meint, daß sie unrichtige Vorschriften dafür ertheile. Bestände sie nämlich in richtigen Vorschriften, so würde of-

fenbar daraus folgen, daß man sich eines richtigen Ausdrucks enthalten solle: wäre sie aber die Lehre vom unrichtigen Ausdrucke, so müßte man natürlich eines richtigern Ausdrucks sich befleißigen.

Nun ward Charikles über ihn aufgebracht, und sagte: Wenn Du uns noch nicht verstanden hast, Sokrates, so geben wir Dir unser Verbot in deutlichern Ausdrücken: Du sollst überall nicht mehr mit Jünglingen sprechen. Nun wohl, antwortete Sokrates; damit aber in diesem Verbote keine Zweideutigkeit bleibe, und ich nicht gegen das Verbot handeln möge, so bestimmt mir doch, bis zu welchem Jahre man die Menschen für Jünglinge halten müsse. So lange sie, erwiederte Charikles, wegen des Mangels an Bildung nicht Mitglieder des Raths werden können; darum sprich Du mit Keinem, der jünger als 30 Jahre ist.

Ich soll darum auch nicht, sagte jener, einen Menschen, der unter 30 Jahren ist, und etwas verkauft, fragen, wie viel er dafür fordere? — Solche Fragen sind Dir, versetzte Charikles, allerdings erlaubt: Doch Du pflegst ja wol Fragen zu thun, worauf die Antwort in den meisten Fällen Dir schon bekannt ist; solche Fragen sind

also von jetzt an Dir verboten. — Ich soll also nicht antworten, wenn einer etwa mich fragt: Wo wohnt Charikles; oder: Wo ist Kritias? Allerdings darfst Du dann antworten, sagte Charikles. Du mußt vielmehr, setzte Kritias hinzu, nicht weiter von Schustern, Zimmerleuten und Schmieden sprechen; denn ich glaube auch, daß sie Deines Geschwätzes, wodurch ihr Gewerbe so berüchtigt ward, überdrüssig sind. Mithin auch nicht von den daraus abgeleiteten Gegenständen, erwiederte Sokrates; nicht von dem, was gerecht, heilig, (ehrwürdig) und diesem ähnlich ist? Wenigstens, bei Gott! nicht, setzte Charikles hinzu, von Kuhhirten; sprichst Du davon wieder, so nimm Dich in Acht, daß Du nicht selbst die Heerde verminderst. Nun sah man auch deutlich, daß sie, seitdem man ihnen das Gleichniß von den Kühen wieder gesagt hatte, gegen den Sokrates aufgebracht waren. — So war der Umgang des Kritias mit dem Sokrates; so das Verhältniß beider zu einander beschaffen.

Ich möchte auch wol behaupten, daß Keiner das Mindeste von einem Lehrer, der ihm nicht gefällt, lernen könne. Nun gingen aber Kritias und Alcibiades nicht deswegen mit Sokrates um, so lange sie seinen Unterricht genossen, weil er

ihnen gefiel, sondern ihr lebhafter Wunsch war gleich anfangs Staatsbeamte zu werden. Noch als Schüler desselben wünschten sie mit keinem Andern lieber, als mit denen, zu sprechen, die Politik zu ihrem Haupt-Fache machten. Alcibiades soll auch schon vor seinem zwanzigsten Jahre mit seinem Vormunde Perikles, der zugleich Prostat war, über die Gesetze folgendermaaßen gesprochen haben: —

A. Sage mir doch, Perikles, könntest Du mir wol erklären, was ein Gesetz ist?

P. Allerdings kann ich das.

A. So bitte ich Dich bei den Göttern, sag es mir! Denn wenn ich höre, daß manche Leute als gesetzmäßig lebende Bürger gepriesen werden, so glaube ich, daß dieß Lob keiner verdiene, der nicht weiß, was ein Gesetz ist.

P. Die Erfüllung Deiner Bitte ist gar nicht schwer, (wenn Du zu wissen verlangst, was ein Gesetz sey.) Denn alle Verordnungen, die das Volk in seinen Versammlungen billigte, und schriftlich abfaßte, um zu erklären, was geschehen, und was unterbleiben sollte, sind Gesetze.

A. Hat man denn das Gute, oder das Böse zu thun befohlen?

P. Unstreitig das Gute, mein Söhnchen! nicht aber das Böse.

A. Wenn nun aber nicht die Volksmenge, sondern wie in einem oligarchischen Staate, nur Wenige sich versammeln, und aufschreiben, was geschehen soll: wie wird man diese Verordnungen nennen müssen?

P. Alles, was das Oberhaupt des Staates schriftlich abfaßt, um den Bürgern Verhaltungs-Regeln zu geben, wird Gesetz genannt.

A. Wenn also ein Alleinherrscher den Staat regiert, und den Bürgern Verhaltungs-Regeln vorschreibt — ist das auch ein Gesetz?

P. Auch was ein regierender Monarch (in der Hinsicht) schriftlich abfaßt, wird Gesetz genannt.

A. Aber lieber Perikles, was ist denn Gewalt, und ein gesetzloser Zustand? Nicht wahr, wenn der stärkere Theil den minder starken nicht durch Ueberredung bewegt, sondern mit Gewalt zwingt, zu thun was ihn gut dünkt? —

P. Ich bin auch der Meinung.

A. Und tritt nicht da ein gesetzloser Zustand ein, (zeigt sich nicht da Verachtung der Gesetze,) wo der Tyrann, ohne die Bürger durch Güte

überführt zu haben, zur Beobachtung seiner Befehle nöthiget?

P. Das glaube ich selbst: ich nehme darum meine vorige Behauptung zurück, das auch die Verordnung ein Gesetz sey, die ein Tyrann eigenmächtig entwerfe.

A. Und wenn Wenige (Oligarchen) für den großen Haufen, ohne ihn überzeugt zu haben, eigenmächtig Verordnungen abfassen; sollen wir dann ihr Verfahren gewaltthätig nennen, oder nicht?

P. Mir scheint Alles, was einer ohne Gründe und eigenmächtig von Andern erzwingt, er mag es schriftlich abfassen, oder nicht, mehr ein Machtspruch, als Gesetz, zu seyn.

A. Und was mithin auch die ganze Volksmenge, wenn sie über die Begüterten herrscht, eigenmächtig verordnet, würde eher ein Machtspruch als ein Gesetz genannt werden müssen?

P. Ja freilich. Auch ich war, als Jüngling von Deinem Alter, in solchen Folgerungen stark; ich dachte und vernünftelte über eben die Gegenstände, die jetzt Dein Nachdenken zu beschäftigen scheinen.

A. Hätte ich doch damals, als Du Dir

selbst in solchen Betrachtungen überlegen warest, Deines Umganges genießen können!

Sobald darum Kritias und Alcibiades klüger zu seyn glaubten, als die Vorsteher der Republik, hielten sie sich nicht mehr zum Sokrates, (denn sie hatten ihn seiner selbst wegen nie geliebt, und würden, wenn er sie ihrer Fehler überführt hätte, nur unwillig geworden seyn,) sondern sie beschäftigten sich mit den Angelegenheiten des Staates, um derentwillen sie einst den Umgang des Sokrates gesucht hatten.

Doch waren Kriton, Chaerephon, Chaerekrates, Hermokrates, Simmias, Cebes, Phädon und andere — Schüler des Sokrates, die nicht deswegen mit ihm umgingen, um geschickte Redner in den Volksversammlungen oder gute Sachwalter, sondern um gute und edle Menschen zu werden, und dann besser dem Hauswesen vorstehen, dem Gesinde, ihren Verwandten, und Freunden, dem Staate und den Bürgern durch Aufsicht und Umgang nutzen zu können.

Und Keiner von diesen hat, so wenig in den Jahren der Jugend als im spätern Alter,

weder selbst etwas Böses gethan, noch an den bösen Handlungen anderer Theil genommen.

Sokrates verleitet aber, sagt der Kläger, Söhne zur Beleidigung ihrer Väter, indem er bei seinen Schülern die Meinung erweckt, er wolle sie klüger als ihre Väter machen, und ihnen vorsagt, es sey nach dem Gesetze dem Sohne, der den Vater im offenbaren Wahnsinn ertappt habe, erlaubt, sogar diesen zu fesseln, aus dem Grunde, weil die Gesetze erlaubten, daß der weniger gebildete Mensch von dem gebildetern in Fesseln gelegt werde.

Er glaubte aber, daß eben der Mensch, der Andern wegen ihrer Rohheit fesseln dürfe, mit Recht selbst von denen gefesselt werde, die ihn an Bildung überträfen. Er untersuchte in dieser Hinsicht auch oft den Unterschied zwischen Wahnsinn und Rohheit, und glaubte, daß die Wahnsinnigen zu ihrem eigenen, und zu ihrer Freunde Besten gefesselt werden, diejenigen aber, welche mit ihren Pflichten noch unbekannt wären, sich darin von den Sachkundigen unterrichten lassen müßten. —

Allein Sokrates macht, so fährt der Kläger fort, nicht bloß die Väter, sondern auch die an-

dern Verwandten bei seinen Schülern verächtlich, wenn er sagt, daß weder dem Patienten, noch dem, der einen Proceß führe, seine Verwandten aushelfen können, sondern daß dem Erstern der Arzt, diesem aber der sachkundige Anwald beistehen müsse. Auch von den Freunden, setzt er hinzu, habe Sokrates gesagt; es sey fruchtlos, daß sie uns gewogen wären, wenn sie nicht auch helfen könnten, und nur diejenigen ehrwürdig genannt, welche Kenntniß von ihren Pflichten mit der Gabe, sie andern vorzutragen, verbänden. Mithin, da er den Jünglingen die Meinung einflöße, er selbst sey der Weiseste, und könne besser als irgend Einer Andere zu weisen Menschen bilden, verleite er sie zu dem Irrthum, daß andere Bürger in Vergleichung mit ihm seinen Schülern als nichtswürdige Menschen vorkämen.

Nun habe ich freilich selbst gehört, daß er von Vätern, Verwandten und Freunden so sprach, auch überdieß noch hinzusetzte, daß man, wenn die Seele, in welcher allein der Verstand wohne, ausgewandert sey, den Körper, selbst des nächsten Verwandten, sobald als möglich hinausschaffe und bestatte. Ferner daß auch jeder lebende Mensch von seinem eigenen Körper, der ihm doch der liebste wäre, alles, was unbrauchbar und un-

nütz sey, theils selbst wegschaffe, theils durch andere wegschaffen lasse. Selbst schneide man entweder Nägel, Haare und Schwielen weg; oder man lasse sie von Wundärzten unter Angst und Schmerzen abschneiden und absengen, und glaube dafür ihnen noch sogar Geld geben zu müssen; auch spucke man den Speichel so weit als möglich von sich weg, weil er im Körper zu nichts nutze, vielmehr sogar schädlich sey.

Dieß sagte er nun aber nicht in der Absicht, um zu lehren, daß man seinen Vater lebendig begraben, und sich selbst verstümmeln müsse, sondern um zu zeigen, daß unverständige Materie nicht ehrwürdig sey. Auch ermahnte er zu dem Bestreben, sich so vernünftig und nützlich, als man könne, zu machen, um nicht, wenn man vom Vater, vom Bruder, oder von einem Andern geehrt zu werden wünsche, im Vertrauen auf seine Verwandtschaft unthätig, sondern den Menschen, deren Achtung man wünsche, nützlich zu seyn. Auch wirft ihm der Kläger vor, daß er aus den berühmtesten Dichtern die schlimmsten Verse auswähle, diese als Zeugnisse anführe, und so seine Schüler zu Missethätern und Despoten bilde. So erkläre er z. B. den Vers des Hesiodus:

Nie ist Arbeit ein Schimpf; der Müßiggang
aber ist schimpflich —

nicht anders, als wollte der Dichter sagen, man dürfe keine That, selbst eine ungerechte und schändliche nicht, unterlassen, sondern auch diese müsse man seines Vortheils wegen thun. Wenn aber Sokrates lehrte, daß es nützlich und gut sey, Thätigkeit zu beweisen, schädlich aber und böse, sich unthätig zu verhalten; wenn er sagte, es sey gut, sich von seiner Arbeitsamkeit zu ernähren, der Müßiggang aber sey ein Laster: so erklärte er zugleich, daß nur die Menschen, die Gutes thäten, arbeitsam, und zum Wohl des Ganzen geschäftig wären, Glücksspieler aber, und solche, die anderer böser und schädlicher Handlungen sich schuldig machten, nannte er Müßiggänger. So verstanden möchte es also wol richtig seyn, was Hesiodus sagt:

Nie ist Arbeit ein Schimpf; der Müßiggang
aber ist schimpflich.

Auch soll er, nach der Angabe des Klägers, oft aus dem Homer vom Ulyß die Worte des Dichters angeführt haben:

Wenn ein Fürst und ein Held der ersten
Größe ihm aufstieß,

Trat er hinzu, und hielt ihn zurück mit freundlichen Worten:
Freund! es geziemt Dir nicht, wie muthlose Männer, zu zagen;
Drum beruhige Dich, und sprich die Andern zufrieden.
Stieß ein Gemeiner ihm auf, und hört er ihn klagen und schreien:
Hielt er den Scepter ihm vor, und sprach mit drohenden Worten:
Heilloser Bube, verhalte dich ruhig, laß Andere sprechen,
Denen der Vorzug gebührt: du bist eine kraftlose Memme,
Deiner achtet man nicht im Kriege, nicht in der Versammlung!

Dieß soll er dann so erklärt haben, als wenn der Dichter es gut hieße, daß gemeine Leute und Bettler geschlagen würden. Dieß wollte aber Sokrates nicht sagen; denn sonst hätte er glauben müssen, selbst Schläge zu verdienen; sondern er sagte, man müsse Menschen, die weder durch Worte, noch durch Thaten sich nützlich machten, weder im Kriege noch in den Geschäften der Republik, ja selbst nicht einmal zum Besten des gemeinen Haufens im Nothfalle brauchbar wären, auf alle

Weise, vorzüglich wenn sie mit dieser Unart noch ein trotziges Wesen verbänden, zu steuern suchen, gesetzt auch, daß sie Reichthum besäßen. Er zeigte vielmehr sich selbst als einen Freund des großen Haufens und der Menschen. Er nahm darum auch, wiewol er unter Eingebornen und Fremden viele Schüler hatte, niemals das mindeste Geld für seine Belehrung, sondern gab andern reichlich von dem Seinigen; (d. h. theilte reichlich seine Kenntnisse andern mit) manche von diesen aber, die von ihm unentgeltlich beschenkt waren, verkauften kleine Portionen theuer wieder an Andere, und zeigten sich nicht, wie er, als Freunde des Volks. Denn wer nicht Geld hatte, den wollten sie nicht unterrichten. Sokrates hat unstreitig auch, mehr als irgend ein anderer, unserm Freistaate Ehre gemacht, und noch weit mehr als der Lacedämonischen Republik Lichos, der dadurch so berühmt geworden ist, daß er die Fremden, welche zur Zeit des festlichen Knabentanzes in Lacedämon sich aufhielten, bewirthete. Sokrates hat nämlich sein ganzes Leben hindurch, aus seinem eignen Vorrathe Schätze hergegeben, die jedem, der sie benutzen wollte, den größten Vortheil gewährten: er entließ ja den, der von ihm unterrichtet war, als einen gebesserten Menschen.

Darum glaube ich wenigstens, daß Sokrates, da er so gut war, eher vom Staate geehrt, als getödtet zu werden verdient habe; und wenn man nur sein Betragen nach den Gesetzen würdigen will, so wird man sich davon überzeugen. Denn nach den Gesetzen wird ein offenbarer Dieb, ein Mensch, der Kleider aus dem Bade gestohlen hat, ein Beutelschneider, ein Kerl, der Wände durchbrochen, freie Bürger zu Sclaven gemacht, oder Tempel beraubt hat, mit dem Tode bestraft; aber solcher Vergehungen hat Keiner sich weniger als er schuldig gemacht. Auch hat er sich nie, weder durch einen unglücklich geführten Krieg, noch durch Aufruhr, Verrath, oder irgend eine andere Missethat am Staate verschuldet. Er hat nie einen Privatmann seiner Güter beraubt, noch ihm etwas zu Leide gethan; auch ist er über solche Verbrechen nicht einmal zur Verantwortung gezogen. Wie sollte er also eine Anklage verdienen, da er, anstatt die Götter zu verachten, (wie es im Klaglibell heißt) offenbar gottesfürchtiger, als irgend ein anderer Mensch war; anstatt die Jünglinge zu verführen (wie ihn der Kläger beschuldiget) offenbar diejenigen seiner Schüler, welche bösen Begierden fröhnten, davon entwöhnte, und sie zu Verehrern der edelsten

und erhabensten Tugend, wodurch sie zu tauglichen Vorstehern des Hauswesens und der Staaten gemacht werden, bildete. Wie sollte er nicht durch ein solches Betragen verdienen, vom Staate hochgeschätzt zu werden?

Dritter Abschnitt.

Nun will ich aber auch erzählen, wie er, nach meiner Ueberzeugung seinen Schülern sowol dadurch, daß er seine Gesinnungen in ungeheuchelten Thaten darstellte, als durch mündliche Belehrung nützlich war, und darüber mittheilen, was mein Gedächtniß mir liefert. In Ansehung der Religion handelte und sprach er ganz so, wie Pythia es denen vorschrieb, von welchen sie befragt ward, wie man opfern, seine Vorfahren verehren, und ähnliche Gebräuche beobachten müsse. Pythia sagte nämlich, wer nach den im Staate eingeführten Religionsgebräuchen sich richte, der handle als ein gottesfürchtiger Mann; und Sokrates richtete sich nicht nur selbst darnach, sondern meinte auch, wer auf irgend eine Art davon abweiche, mache sich einer unrichtigen Gottes-Verehrung und eitler Neuerungen schuldig. Er bat die Götter schlechthin um das Gute,

weil diese am besten einsahen, was gut ist. Aber um Gold, um Silber, um Herrschaft, oder um etwas Anderes von der Art zu bitten, hielt er für eben so unvorsichtig, als sich ein Hazardspiel, einen Kampf, oder etwas Anderes zu erflehen, dessen Erfolg man offenbar nicht vorher wissen könnte. Wer von einem geringen Vermögen kleine Opfer brachte, war seiner Meinung nach eben so achtungswerth, als wer von vielen großen Schätzen viel und reichlich opferte. Denn es würde, dachte er, den Göttern keine Ehre machen, wenn sie der großen Opfer mehr, als der kleinen sich freuten (sonst müßte ihnen auch oft die Gabe der Bösewichter angenehmer, als die Gabe der Edeln seyn); auch hätte das Leben für die Menschen nichts Wünschenswerthes, wenn das Opfer böser Leute den Göttern gefälliger, als die Geschenke der Rechtschaffenen wäre; vielmehr glaubte er, daß den Göttern die Verehrung der besten Menschen die erfreulichste sey. Er lobte darum auch den Ausspruch des Dichters: *Die unsterblichen Götter nach seinem Vermögen beschenken*; und sagte, die Lehre, *nicht über Vermögen zu thun*, müsse beobachtet werden gegen Freunde und Gastfreunde, und in jedem Verhältnisse des Lebens. Wenn er

meinte, die Götter hätten etwas zu verstehen gegeben, so würde es mehr Mühe gekostet haben, ihn zu einer Vernachlässigung der gegebenen Zeichen zu bewegen, als ihn zu überreden, daß er einen blinden, und des Weges unkundigen Wegweiser statt eines sehenden und wegkundigen nehmen möchte. Er tadelte andere, die, um sich bei den Menschen in Achtung zu erhalten, den Winken der Götter entgegen handelten; selbst verachtete er dagegen alle menschlichen Rathschläge in Vergleichung mit dem göttlichen Rathe. Seine Lebensweise bezweckte die Bildung des Geistes und Körpers, und war so beschaffen, daß ein Mensch, der sie befolgt, wenn ihm nicht ein ungünstiges Schicksal hinderlich ist, ohne Sorgen und Gefahr die Bahn des Lebens durchlaufen, und nicht wegen des geringsten Aufwandes in Verlegenheit seyn kann. Denn er war in einem so hohen Grade enthaltsam, daß wol nicht leicht irgend ein Mensch so wenig verdient, daß Sokrates nicht davon hätte leben können. Er nahm nur so viel Nahrung, als er mit Appetit essen konnte, zu sich, und war außerdem gewohnt so lange zu gehen, daß der Hunger die Würze seiner Nahrung ward; jedes Getränk war ihm süß, weil er nicht trank, wenn er nicht durstig war.

Wenn man ihn einmal zu einem Schmause eingeladen hatte, und er Belieben fand hinzugehen, so war es ihm sehr leicht, sich vor dem Fehler der Ueberladung, dessen Vermeidung den Meisten so schwer wird, zu hüten. Wer sich vor diesem übermäßigen Genusse nicht leicht in Acht nehmen konnte, dem wiederrieth er die Nahrungsmittel, welche zum Essen ohne Hunger, zum Trinken ohne Durst einladen; denn diese beschwerten, sagte er, den Leib, und machten Kopf und Geist träge. Er vermuthe auch, pflegte er im Scherze zu sagen, daß Circe, durch die Menge solcher Leckerbissen Schweine gemacht habe; und daß Ulysses, sowol auf den Rath Merkurs, als aus eigenem Antriebe mäßig, darum, weil er von solchen Sachen nicht zu viel genossen habe, nicht zum Schweine gemacht sey.

So sprach er über diesen Gegenstand in ernstlich gemeinten Scherzen. Den Genuß der Wollust im Umgange mit schönen Personen, rieth er jedem wackern Manne, standhaft zu fliehen; denn es wäre nicht leicht, sagte er, daß ein Mensch, der diesen einmal gekostet hätte, zur Lebensweisheit gelangte. Auch fragte er einmal, nachdem er gehört, daß Kritobul, Sohn des Kriton, den schönen Sohn des Alcibiades geküßt hatte, in Gegen-

wart des Erstern den Xenophon: Sage mir, lieber Xenophon, hieltest Du nicht den Kritobul eher für einen Bedachtsamen, als für einen Waghals, eher für einen besonnenen, als unvorsichtigen, und aller Gefahr trotzenden Menschen?

X. Allerdings.

S. Nun so halte ihn jetzt für einen Brausekopf, und für den größten Waghals. Dieser Mensch würde sogar ohne Bedenken sich in Schwerdter stürzen, und ins Feuer springen.

X. Welche Handlung hast Du an ihm wahrgenommen, die Dich zu einem so nachtheiligen Urtheil berechtigte? —

S. Hat er sich nicht erkühnt, den Sohn des Alcibiades, einen blühenden Jüngling von dem gefälligsten Ansehen, zu küssen? —

X. Nun wenn dieß die ganze That des Tollkühnen ist, so glaube ich allenfalls selbst eine solche Gefahr zu bestehen.

S. Leichtsinniger! Welche Veränderung wird denn wol durch das Küssen eines schönen Knaben in Deinem Zustande bewirkt? Glaubst Du denn nicht auf der Stelle mehr Sclav zu werden, als freier Mann zu seyn? Glaubst Du nicht, daß jene nachtheiligen Wollüste Dir hoch zu stehen kommen; daß Du durch mancherlei Hindernisse

von dem Fleiße im Guten abgehalten, und genöthiget wirst, Geschäfte zu treiben, die wol selbst ein Verrückter nicht treiben möchte? —

X. Mein Gott, wie schrecklich schilderst Du die Wirkung eines Kusses! —

S. Und darüber wunderst Du Dich? Weißt Du nicht, daß giftige Spinnen, die nicht einmal einen halben Obol (Schilling) groß sind, wenn sie nur den Mund berühren, Menschen zu Tode quälen, und ihnen den Verstand benehmen?

X. Allerdings; denn diese Spinnen flößen mit ihrem Bisse uns ein Gift ein. —

S. Thor, glaubst Du denn nicht, daß schöne Knaben durch ihre Küsse ein Dir unsichtbares Gift einflößen? Weißt Du nicht, daß eben dieß Geschöpf, welches man schön und blühend nennt, deswegen gefährlicher als jene Spinnen ist, weil die Spinnen nur durch Berührung, jenes aber ohne alle Berührung, durch den bloßen Anblick, in weiter Entfernung, ein Gift, wovon man rasend werden sollte, einflößt? Vielleicht werden auch deswegen die Liebesgötter Bogenschätzen genannt, weil die schönen Jünglinge auch von weitem verwunden. Ich rathe Dir darum, lieber Xenophon, sobald Du einen solchen erblickst, eiligst (ohne Rückblick) die Flucht zu nehmen. Dir aber,

o Kritobul, rathe ich ein Jahr in der Fremde hinzubringen; denn vielleicht möchtest Du kaum in dieser Zeit wieder gesund werden. — Deswegen meinte er auch, daß diejenigen, welche sich vor Ausschweifungen in der Liebe nicht sicher glaubten, einen Genuß wählen müßten, nach welchem die Sinnlichkeit, ohne ein dringendes Bedürfniß des Körpers, nicht lüstern, und der, wenn man seiner bedürfte, leicht zu haben wäre. Er selbst aber hatte sich in Ansehung dieses Genusses an eine solche Enthaltsamkeit gewöhnt, daß er leichter des Umganges der schönsten und blühendsten, als andere des Umganges mit den unförmlichsten, häßlichsten, und widerlichsten Menschen entbehren konnte. So war seine Diät im Genusse der Speisen, der Getränke, und der Liebe; und dennoch glaubte er eben so viel Vergnügen, und weit weniger Kummer als diejenigen zu haben, die darnach sehr begierig waren.

Vierter Abschnitt.

Wenn indeß einige der Meinung sind, die manche in Schriften über ihn geäußert, und mit Grün-

den unterstützt haben, daß er zwar ein sehr brauchbarer Mann gewesen sey, um die Menschen zur Tugend zu ermuntern, aber unfähig, sie darin weiter zu bringen, so mögen sie nicht bloß die Fragen, womit er Pedanten, die alle Weisheit zu besitzen glaubten, züchtigte, und beschämte, sondern auch die Lehren, die er täglich seinen Schülern vortrug, erwägen, und daraus abnehmen, ob er die Fähigkeiten gehabt habe, seine Schüler zu bessern. Zuerst will ich angeben, wie er einst in meiner Gegenwart über die göttliche Vorsehung sich gegen den Aristodem, mit dem Beinamen der Kleine, äußerte.

Er hatte nämlich gehört, daß dieser nicht allein selbst den Göttern nicht opferte, noch Wahrsager um Rath fragte, sondern auch die Leute, die so etwas thäten, verspottete. Darum sprach er zu ihm: Sage mir doch lieber Aristodem, hast Du wol einige Menschen ihrer Weisheit wegen bewundert?

Freilich, erwiederte jener.

Nenne uns doch, fuhr Sokrates fort, die Namen dieser Menschen. —

A. Unter den epischen Dichtern habe ich am meisten den Homer; als Dithyrambendichter den Melanippides, als Trauerspeildichter den So-

phokles; in der Bildhauerkunst den Polyklet; in der Malerei den Zeuxis bewundert. —

S. Scheinen Dir denn diejenigen, welche unvernünftige und unbewegliche Bilder verfertigen, bewundernswürdiger zu seyn, oder die, welche lebende, mit Vernunft und Bewegungsfähigkeit versehene Wesen schaffen. —

A. Bei Gott, weit mehr bewundere ich die Schöpfer lebendiger Wesen, wenn diese nicht einem Zufalle, sondern der absichtlichen Schöpfung ihr Daseyn verdanken. —

S. Wenn nun aber einige Gegenstände gar keinen Zweck, zu welchem sie da wären, verrathen, andere hingegen offenbar ihren Nutzen haben: welche von beiden Arten scheinen Dir denn Werke des Zufalls, und welche absichtlich geschaffen, (Produkte der Vernunft) zu seyn? —

A. Wahrscheinlich sind Werke, die zu einem Zwecke dienen, mit absichtlicher Ueberlegung gemacht.

S. Glaubst Du denn nicht, daß der Urheber der Menschen ihnen alle Sinneswerkzeuge zu einem bestimmten Zwecke verliehen habe; die Augen um zu sehen, was sichtbar ist; die Ohren, um das Hörbare zu hören? Was nutzte uns ferner der Geruch, wenn uns nicht Nasenlöcher verliehen

wären; Wie könnten wir wohl süße, scharfe, und überhaupt wohlschmeckende Speisen kosten, wenn nicht die Zunge, die darüber entscheidet, uns anerschaffen wäre? — Glaubst Du ferner nicht, daß auch dieß von einer Vorsehung zeuge, wenn man das Gesicht, seiner Schwäche wegen, mit Augenliedern umzäunt, die, sobald man jenes gebrauchen muß, geöffnet, im Schlafe aber verschlossen werden, und wenn um diese Augenlieder her, damit selbst kein Wind das Gesicht verletze, ein Wimper, gleich einem Durchschlage, sich bildet; wenn ferner durch Augbraunen das Gesicht vor Verletzungen von oben her, wie durch ein Wetterdach, so sicher gestellet ist, daß nicht einmal der vom Kopfe träufelnde Schweiß ihm schaden kann; wenn das Gehör für jeden Laut empfänglich ist, ohne doch jemals ganz erfüllt (und dadurch für neue Laute unempfänglich) zu werden; wenn die Vorderzähne bei allen lebendigen Geschöpfen zum Schneiden, die Backenzähne aber zum Zermalmen der Speisen, die ihnen von jenen zugeführt werden, brauchbar sind; wenn der Mund, durch welchen die Geschöpfe die Nahrungsmittel, nach welchen sie lüstern sind, in sich aufnehmen, in die Nähe des Auges und der Nase versetzt ist; wenn endlich die Kanäle der Excremente, ihres Schmutzes we-

gen, so weit als möglich von den Werkzeugen der Sinne abgeführt und weggeleitet werden; wenn dieß Alles, sage ich, mit so vieler Vorsicht veranstaltet ist, zweifelst Du dann noch, ob dieß Werk des Zufalls oder der Ueberlegung sey?

A. Nein, bei Gott nicht! Ich glaube vielmehr, wenn ich die Sache von der Seite betrachte, daß diese Einrichtungen das Kunstwerk eines weisen und gegen lebende Geschöpfe gütigen Künstlers sey. —

S. Wenn uns ferner der Trieb, Kinder zu zeugen; wenn den Müttern der Trieb, diese Kinder zu ernähren; den Kindern (sobald sie herangewachsen sind) die größte Neigung zum Leben, und die größte Furcht vor dem Tode eingesenkt ist, so zeugt wahrlich auch diese Einrichtung von der Kunst eines Wesens, dem es um das Daseyn lebender Geschöpfe zu thun ist.

Und glaubst Du selbst in einem gewissen Grade weise zu seyn?

A. Frage weiter, und ich werde Dir antworten. —

S. Glaubst Du, daß es außer Deinem Verstande gar keinen andern gebe? Du weißt doch wol, daß nur ein kleiner Theil der großen Erde, nur ein geringes Maaß der vielen Feuchtigkeiten,

und ebenfalls eine geringe Partikel von jedem der übrigen großen Elemente Deinen Körper ausmacht: und kannst Du Dir darum wol vorstellen, daß allein der Verstand, durch irgend einen glücklichen Zufall nur von Dir aufgefangen, in keiner Substanz außer Dir befindlich gewesen, und dieß überschwenglich große, mit unendlich vielen Geschöpfen prangende Weltall durch ein blindes Ungefähr so wohlgeordnet sey?

A. Nein ich glaube nicht (daß es noch einen andern Verstand außer dem menschlichen gebe), denn ich sehe die Herren nicht als Urheber der Welt. (D. h. ich sehe nicht, daß von den Herren der Welt irgend etwas hier geschaffen wird.) —

S. Siehst Du doch auch Deine Seele, die Beherrscherinn Deines Körpers, nicht, und könntest also aus eben dem Grunde sagen, Du thätest nichts mit vernünftiger Ueberlegung, sondern Alles nach einem blinden Zufalle. —

A. Ich verachte auch nicht die Gottheit, lieber Sokrates, halte sie aber für ein zu erhabenes Wesen, als daß sie meiner Verehrung bedürfen sollte. —

S. Ist denn nicht ein Wesen um so ehrwürdiger, je größer es ist, wenn es bei dieser Größe Dich seiner Fürsorge würdiget?

A. Sey überzeugt, daß ich, wenn sich an eine Fürsehung der Götter für die Menschen glaubte, nicht unterlassen würde, sie zu verehren. —

S. Du glaubst also, sie sorgen nicht für den Menschen; sie die erstlich ihm allein unter allen lebendigen Wesen eine aufrechte Stellung gegeben haben (vermöge welcher man weiter voraus, und höher aufwärts sieht, auch wenigern Unfällen ausgesetzt ist); die ihm Augen, Ohren und Mund verliehen; die den andern lebenden Geschöpfen Füße gaben, wodurch bloß das Gehen möglich gemacht wird, dem Menschen aber auch Hände, wodurch die meisten Mittel zu unserm größern Glücke verfertiget werden; die zwar allen Thieren eine Zunge verliehen, aber die menschliche allein so eingerichtet haben, daß sie durch vielfache Bewegung des Mundes artikulirte Laute hervorbringen, und Alles, was wir wollen, bezeichnen kann. —

(Ist es nicht auch ein Beweis der Fürsehung), daß sie den Thieren nur zu einer bestimmten Jahreszeit den Genuß der Liebe verstattete, uns ihn dagegen bis ins Alter gewähret?

Nun aber hat es der Gottheit nicht bloß gefallen, für unsern Körper zu sorgen, sondern sie hat den Menschen auch, (und dieß ist das wich-

tigste) einen vielvermögenden Geist anerschaffen. Denn welches andern Geschöpfes Geist ahndete zuerst das Daseyn der Götter, die eine so große Welt in so schöner Ordnung geschaffen haben? Verehrt wol irgend eine andere Gattung von Geschöpfen die Götter, als wir; ist wol der Geist irgend eines andern Geschöpfes fähiger, als der unsrige, dem Hunger und Durst, der Kälte und Wärme abzuhelfen; Krankheiten zu heilen; die Leibesstärke zu üben; das Gedächtniß zu bilden, oder was es gehört, gesehen, gelernt hat, zu behalten? Ist es Dir nicht auch einleuchtend, daß die Menschen vor den übrigen Geschöpfen wie Götter leben, und durch ihre natürlichen Kräfte, sowol des Körpers als des Geistes, zu mächtigen Herrschern gemacht sind? Wer den Körper eines Stiers, und den Verstand eines Menschen hätte, könnte nicht ausrichten, was er wünschte; und Geschöpfe, die mit Händen versehen sind, aber keinen Verstand haben, sind eben so schlimm daran. Du hast nun beide Gaben von dem größten Werthe erhalten, und glaubst doch nicht, daß die Götter für Dich sorgen?

Aber wann und wodurch sollen die Götter Dich von ihrer Fürsehung überzeugen? —

A. Wenn sie mir Rathgeber senden, wie Du

von ihnen zu erhalten vorgibst, und durch diese vorschreiben, was ich zu thun oder zu lassen habe.

S. Wenn sie aber den Atheniensern auf Anfrage derselben durch Hülfe der Wahrsagerei ihren Rath ertheilen; wenn sie ferner den Hellenen Wunderzeichen geben, oder alle Menschen dergleichen sehen lassen; glaubst Du denn nicht, daß sie auch zu Dir sprechen? Oder machen sie nur mit Dir eine Ausnahme, und achten nicht Deiner Wohlfahrt?

Sollten ferner die Götter, wenn sie nicht mächtig wären, den Menschen die Ueberzeugung eingeflößt haben, daß sie ihnen wohlthun und schaden könnten? Sollten die Menschen, wenn sie von jeher getäuscht wären, den Irrthum nie gemerkt haben? Siehst Du nicht, daß gerade die ältesten und weisesten Staaten und Völker in der menschlichen Gesellschaft die Götter am meisten verehren, und daß Leute, die in dem Alter der reifsten Einsicht leben, sich die Verehrung derselben am meisten angelegen seyn lassen?

Guter Freund, setzte er hinzu, bedenke, daß der Geist, der Dir beiwohnet, Deinen Körper nach seinem Gefallen lenket! Man muß mithin annehmen, daß auch die Seele des ganzen Welt-

alls das Universum nach ihrem Belieben regiere, und nicht glauben, daß zwar Dein Auge viele Stadien abreichen könne, das Auge der Gottheit aber unfähig sey, Alles auf einmal zu übersehen; daß zwar Dein Geist über Vorfälle, die hier sich zutragen, und über Egyptische und Sicilianische Angelegenheiten zugleich nachdenken könne, der göttliche Verstand aber unvermögend sey, für jedes Wesen zugleich zu sorgen. Wie Du nun, wenn Du Menschen eine Gefälligkeit erzeigst, und ihnen willfährig bist, diejenigen kennen lernst, welche Neigung haben, Dir wieder zu dienen und zu willfahren; wie Du ferner, wenn Du den Rath anderer verlangst, die Weisen von den Unweisen unterscheiden lernst, so würdest Du auch, wenn Du die Götter um ihren Rath ersuchtest, um zu erfahren, ob sie Dir wol etwas von jenen, dem Menschen verborgenen Geheimnissen zu entdecken geneigt wären, einsehen, daß die Gottheit groß und weise genug sey, um Alles zu sehen, überall gegenwärtig zu seyn, und für Alles auf einmal zu sorgen. — Wenn er so sprach, so wurden, glaube ich, seine Freunde angeleitet, nicht bloß vor den Augen der Menschen, sondern selbst in gänzlicher Einsamkeit gottlose, ungerechte und schändliche Handlungen zu meiden, in sofern sie

überzeugt waren, daß den Göttern keine ihrer Handlungen verborgen bleiben könnte.

Fünfter Abschnitt.

Wenn ferner Mäßigung ein schöner und edler Zug im Charakter eines Menschen ist, so wollen wir sehen, ob er durch folgende Reden wol dazu einige Aufmunterung gegeben habe. Freunde, sagte er, wenn wir Krieg zu führen hätten, und einen Mann wählen wollten, der unsre Rettung am leichtesten bewirken, die Feinde am besten bezwingen könnte; würde unsre Wahl dann wol den treffen, an dem wir Unmäßigkeit im Genusse der Speisen, des Weins, der Liebe, und ein Unvermögen mühvolle Arbeiten zu ertragen, und des Schlafes sich zu erwehren, bemerkten? Würden wir wol glauben, daß ein solcher Mensch uns retten, oder die Feinde besiegen könne?

Wenn wir ferner am Ende des Lebens einem entweder die Erziehung unserer Söhne, oder die Aufsicht über noch unverheirathete Töchter anvertrauen, oder Gelder in Verwahrung geben wollten: würden wir dann wol einen Menschen, der seine Begierden nicht zügeln kann, für zuverläßig

genug halten; oder einem unmäßigen Sclaven unsre Heerden, unsern Mundvorrath, oder die Aufsicht über unsern Landbau anvertrauen; würden wir endlich zum Speisemeister, oder Getreidekäufer einen solchen Menschen wol umsonst aufnehmen?

Wenn wir nun nicht einmal einen unmäßigen Sclaven in unser Haus aufnehmen wollen: wie vielmehr sollte es denn nicht der Mühe werth seyn, sich selbst vor der Unmäßigkeit zu hüten? Auch ist ja nicht der Unmäßige gleich den Habsüchtigen, die andere ihres Vermögens berauben, und sich selbst dadurch zu bereichern denken, nur andern schädlich, sich selbst aber nützlich: sondern er ist, indem er andern nachtheilig wird, sich selbst noch weit gefährlicher, wenn es anders im höchsten Grade schädlich genannt werden kann, nicht bloß seine Familie, sondern auch seinen Körper und Geist zu vernichten. Wer möchte auch wol gern mit einem Menschen Umgang haben, von dem er wüßte, daß ihm mit Gemüse und Wein mehr als mit Freunden gedient wäre; die Huren mehr als seine Vertrauten liebte? Sollte darum nicht jedermann, überzeugt, daß Mäßigung der Tugend Grundpfeiler ist, diese vor allen andern sich zu eigen machen? Wer kann ohne sie irgend etwas

Gutes lernen, oder ein Geschäft auf eine würdige Art besorgen? Wer verdirbt nicht, wenn er Sclav der Lüste ist, seinen Körper und Geist auf eine schändliche Art?

Ich glaube, so wahr Juno lebt, daß ein Mann von guter Erziehung wünschen müsse, einen solchen Sclaven nicht zu erhalten; und daß ein Sclav solcher Lüste die Götter zu bitten habe, ihm gute Herrschaften zu verleihen; denn durch diese möchte ein Mensch von der Art allein gerettet werden. So sprach er; zeigte aber noch mehr durch die That als durch Worte seine Liebe zur Mäßigung; denn er bezähmte nicht bloß den Hang zu den Lüsten des Gaumens, sondern auch die Begierde zum Gelde, überzeugt, daß ein Lehrer, der von jedem Geld nähme, sich selbst einem Herrn unterwürfe, und in eine Dienstbarkeit träte, die nicht schimpflicher seyn könnte.

Sechster Abschnitt.

Zu seiner Ehre darf ich auch das Gespräch nicht übergehen, was er einst mit dem Sophisten Antiphon anstellte. Dieser Antiphon wollte nämlich dem Sokrates seine Schüler abwendig machen;

ging daher zu ihm, und sprach in ihrer Gegenwart: Sokrates, ich glaubte, die Philosophen müßten glücklicher als andere Menschen seyn: bei Dir aber scheint die Weisheit einen ganz entgegengesetzten Erfolg zu haben. Du führst ja ein so kümmerliches Leben, daß wol kein Sclav, der so schlecht daran wäre, im Dienste seines Herrn bleiben würde. Du nimmst die elendesten Speisen und Getränke zu Dir; trägst nicht nur ein grobes Kleid, sondern behilfst Dich auch mit dem nämlichen Ueberrocke (Pallium) im Sommer und Winter, und trägst Jahr aus Jahr ein weder Schuhe, noch eine Weste. Auch nimmst Du ja kein Geld auf, dessen Besitz doch den Eigenthümer erheitert, ihn unabhängiger und sein Leben angenehmer macht. Wenn Du daher, wie andere Lehrer, die ihre Schüler sich selbst ähnlich machen, auch Deine jungen Freunde Dir verähnlichst, so mußt Du bedenken, daß sie durch Dich auf den Weg des Unglücks geleitet werden.

Darauf erwiederte Sokrates: Du scheinst, lieber Antiphon, mein Leben für so freudenleer zu halten, daß ich überzeugt bin, Du würdest lieber den Tod als ein Leben, wie das meinige, wählen.

Nun, so laß uns einmal die Lasten, die meine Lebensart in Deinen Augen hat, näher be-

trachten. Scheint sie Dir etwa deswegen so armselig, weil Leute, die sich Geld bezahlen lassen, genöthiget sind, das bezahlte Geschäft auszurichten; ich aber, da ich nichts nehme, auch nicht gezwungen bin, einen Menschen wider meinen Willen zu belehren; oder erklärst Du meine Lebensweise darum für elend, weil Du glaubst, ich nehme Speisen zu mir, die weniger der Gesundheit zuträglich, und weniger stärkend als die Deinigen wären; oder weil Du meine Lebensmittel für seltner und kostbarer als die Deinigen hältst; oder bist Du endlich der Meinung, daß Dir besser schmecke, was Du anschaffest, als mir, was ich genieße? Weißt Du nicht, daß man um so weniger der Zukost bedarf, je größer der Appetit ist, mit dem man speiset; und daß ein Mensch, der mit dem größten Appetite trinkt, die wenigste Neigung zu ausgesuchten Getränken hat? Kleider zieht man doch bekanntlich nur der Kälte und Hitze wegen; Schuhe nur an, um nicht durch Verletzung der Füße am Gehen verhindert zu werden. Hast Du nun wol jemals gesehen, daß ich der Kälte wegen mehr als Andere mich zu Hause hielt; der Hitze wegen einem Andern den Schatten streitig machte, oder, weil ich vor Erkältung der

Füße besorgt war, eine Reise, die ich vorhatte, aufschob?

Weißt Du nicht, daß Leute, die von Natur einen sehr schwachen Körper haben, durch Abhärtung zu gewissen Unbequemlichkeiten, denen sie oft sich aussetzen, fähig gemacht werden, diese leichter als die stärksten Menschen, welche sich daran nicht gewöhnen, zu ertragen; und glaubst Du daher nicht, daß ich, durch Abhärtung meines Körpers gegen Zustände aller Art, dergleichen leichter als Du, bei dem Mangel an Uebung, ertrage? Sollte man wol einen triftigern Grund haben, nicht seinen Bauch zum Gotte zu machen, noch dem Schlaf und der Wollust zu fröhnen, als den, daß es andere und süßere Freuden gibt, die nicht bloß während des Genusses den Geist erheitern, sondern auch die Hoffnung eines immer dauernden Vortheils gewähren? Du weißt ja doch, daß Leute, die in dem Wahne stehen, es glücke ihnen keine Unternehmung, niedergeschlagen sind; diejenigen aber, denen der Landbau, oder die Schiffahrt, oder irgend ein anderes Geschäft von Statten geht, sich glücklich schätzen, und heiter sind. Sollte nun dieß Alles wol ein so großes Vergnügen gewähren, als die Ueberzeugung, daß man selbst ein besserer Mensch wer-

de, und sich bessere Freunde verschaffe? Ich glaube noch immer das Gegentheil. Wenn es ferner Pflicht ist, entweder seinen Freunden, oder dem ganzen Staate zu nützen: wer sollte dann wol mehr Muße zu diesem Geschäfte haben; ein Mann, der so lebt, wie ich jetzt lebe, oder einer, der das von Dir gepriesene Glück genießt? Wer möchte wol am leichtesten die Pflicht eines Feldherrn erfüllen; der Mann, der eine köstliche Tafel nicht entbehren kann, oder der, dem alltägliche Speisen genügen? Wer wird am leichtesten besiegt; ein Feldherr, dem Lebensmittel, die man nur mühsam findet, zum Bedürfnisse geworden sind, oder ein anderer, der mit leicht anzutreffenden sich begnügt?

Du scheinst die Glückseligkeit in ein weichliches und prachtvolles Leben zu setzen; ich glaube dagegen, es sey göttlich gar keine Bedürfnisse zu haben; und wer am wenigsten bedürfe, komme der Gottheit am nächsten; was aber göttlich ist, das halte ich für das höchste Gut, und was der göttlichen Natur am nächsten kommt, nähert sich dem höchsten Gute.

Ein andermal sprach Antiphon mit Sokrates, und sagte: Sokrates! ich halte Dich zwar für einen gerechten, aber im mindesten nicht für einen

weisen Mann. Du selbst bist, glaube ich, dieser Meinung, und nimmst daher für Deinen Unterricht kein Geld. Ein Kleid, oder ein Haus, oder einen andern Theil Deines Vermögens würdest Du nicht einmal unter dem Preise verkaufen, vielweniger denn umsonst geben. Unstreitig würdest Du also auch für Deinen Unterricht, wenn Du ihm irgend einigen Werth beilegtest, so viel Geld verlangen, als er werth wäre. Du magst also immerhin für einen gerechten Mann gelten, weil Du Andre aus Habsucht nicht betrügst, aber schwerlich für einen weisen, da Deine Kenntnisse durchaus nichts werth sind. Darauf erwiederte Sokrates: Antiphon, wir sind der Meinung, daß Schönheit und Weisheit, je nachdem man Gebrauch davon macht, zur Ehre sowohl als zur Schande gereichen könne. Denn wenn einer seine Schönheit für Geld jedem Liebhaber Preis gibt, so nennt man ihn einen Hurer; wenn aber jemand einen andern, an dem er aufrichtige und lautere Liebe gegen sich wahrnimmt, zu seinem Freunde macht, so halten wir diesen für einen vernünftigen Menschen.

Eben so nennen wir Leute, die für Geld ihre Weisheit jedem Liebhaber verkaufen, Sophisten. Wenn aber jemand einen Menschen, von dessen

guten Naturanlagen er überzeugt ist, sich dadurch zum Freunde macht, daß er ihm seine brauchbaren Kenntnisse mittheilt, so halten wir diesen für einen Mann, der die Pflichten eines guten und edeln Bürgers erfüllet. Ich selbst, lieber Antiphon, freue mich nun, wie mancher andere seine Lust an einem guten Pferde, Hunde oder Vogel hat, noch mehr guter Freunde; theile ihnen meine etwa brauchbaren Kenntnisse mit, und empfehle sie Andern, von welchen sie, nach meiner Ueberzeugung, auf dem Wege zur Tugend weiter gebracht werden können. Ich suche die Schätze auf, die uns weise Männer der Vorzeit in ihren Schriften hinterlassen haben, indem ich ihre Bücher nachschlage, und sie mit meinen Freunden gemeinschaftlich durchgehe. Finden wir etwas Wahres, so wählen wir dieß aus, und halten es für großen Gewinn, einander nützlich zu werden. — Wenn ich solche Reden vernahm, so hielt ich den Mann selbst für glücklich, und glaubte, daß er auch seinen Zuhörern eine edle und gute Denkart einflößte. — Als einst Antiphon ihn fragte, warum er zwar Andere zu Staatsmännern bilden zu können glaubte, selbst aber, wenn er anders die Politik verstände, mit Staatsgeschäften sich nicht befaßte — erwiederte er: Auf

welche Art, lieber Antiphon, sollte ich wohl am meisten für den Staat leisten, wenn ich allein Regierungsgeschäfte übernehme, oder dafür sorge, daß recht viele zu denselben fähig gemacht werden?

Siebenter Abschnitt.

Laßt uns nun untersuchen, ob er auch von eitler Ruhmsucht seine Schüler abmahnte, und dadurch den Tugendeifer belebte. Immer behauptete er, kein Weg zum Ruhme sey schöner, als der, auf welchem man brauchbar zu dem Geschäfte würde, worin man für einen Sachkundigen gehalten zu werden wünschte. Die Wahrheit dieser Behauptung zeigte er durch folgende Beispiele. Laßt uns einmal bedenken, sprach er, was wol ein Mensch thun müßte, der für einen guten Flötenbläser, ohne es zu seyn, gelten wollte. Müßte er nicht in solchen Dingen, die außer dem Gebiete der Kunst liegen, geschickten Flötenspielern nachahmen? Mithin zunächst, weil diese einen Vorrath schöner Instrumente haben, und von einem großen Gefolge (entweder von Schülern, oder Bedienten, oder Mitspielern,) begleitet einhergehen — sich auch dergleichen anschaffen? Müßte er nicht

ferner, weil jene von vielen gepriesen werden, sich auch eine Menge lobpreisender Anhänger verschaffen? Aber freilich zur wirklichen Anwendung der Kunst dürfte er sich für keinen Preis verstehen; sonst würde er sogleich als ein lächerlicher Mensch in seiner Blöße dargestellt werden, und nicht bloß als schlechter Flötenblaser, sondern auch als Prahler erscheinen.

Und sollte ein Mensch von der Art nicht, da er bei vielem Aufwande gar keinen Nutzen stiftet, außerdem aber noch in schlechtem Rufe steht, ein mühevolles, unnützes und verächtliches Leben führen? Ein anderes Beispiel! Wann jemand für einen guten Heerführer oder Steuermann, ohne es wirklich zu seyn, gehalten werden wollte: was wäre dann wohl zu thun? Wäre es nicht ein Unglück, wenn er bei dem Wunsche, für einen zu solchen Geschäften fähigen Mann gehalten zu werden, Andere nicht davon überzeugen könnte; und wäre nicht das Leiden noch größer, wenn er ihnen wirklich die Meinung beigebracht hätte? Denn offenbar würde ein in der Kriegskunst und Navigazion unerfahrner Mann, wenn er als General an die Spitze gestellt, oder als Steuermann angesetzt wäre, die Leute unglücklich machen, deren Verderben

er am wenigsten wünschte, und selbst mit Schimpf und Schande sein Amt niederlegen. — Eben so zeigte er die nachtheiligen Folgen für den, der den reichen, den tapfern, den starken Mann spielen wollte. Man verlange von solchen, sagte er, mehr als sie leisten könnten; und wenn sie dann unfähig wären, das Verlangte zu erfüllen, und doch sich die Fähigkeit zutraueten, so hätten sie auf Verzeihung nicht zu rechnen. Wer von einem andern Geld oder ein Mobil geborgt hätte, und es ihm nicht wieder gebe, sey zwar, sagte er, ein arger Betrüger; bei weitem der ärgste aber sey der Mensch, der, ohne das mindeste persönliche Verdienst, Andere zu überreden suchte, er sey fähig dem Staate vorzustehen. Durch solche Reden hielt er, glaube ich, seine Freunde auch von der eiteln Prahlerei zurück.

Zweites Buch.

Erster Abschnitt.

Auch ermunterte er, nach meiner Ueberzeugung, durch lehrreiche Gespräche, die ich nun mittheilen will, seine Schüler zur Enthaltsamkeit in dem Genusse der Speisen, der Getränke, der Wollust und des Schlafes; zur Abhärtung gegen Kälte, Hitze und Arbeit. Er wußte nämlich, daß einer von seinen Schülern (Aristipp hieß er) unmäßig im Genusse jener Freuden wäre, und sprach daher so zu ihm: Sage mir doch, Aristipp, wenn Du zwei Jünglinge zu Dir nehmen, und den einen zum Staatsmanne, den andern aber so bilden solltest, daß er zu keinem obrigkeitlichen Amte fähig gemacht würde: wie hättest Du beide wol zu erziehen?

Wenn's Dir gefällig ist, so wollen wir dieß näher untersuchen, und von den Nahrungsmit-

teln, als den ersten Erfordernissen, anfangen. Aristipp erwiederte: Allerdings scheinen mir diese das Nöthigste zu seyn; denn ohne Nahrungsmittel möchte wol keiner leben können. — Wird nicht beide zu Zeiten der Appetit zum Essen anwandeln?

A. Freilich.

S. Welchen von ihnen sollen wir nun gewöhnen, lieber die nothwendigen Geschäfte abzuthun, als seinen Bauch zu pflegen? —

A. Ohne Zweifel den, der zum Staatsmanne gebildet werden soll, damit nicht wegen seiner Pflege die Staatsgeschäfte versäumet werden.

S. Muß nicht auch der nämliche Jüngling, wenn er trinken will, gewöhnt werden, auf die Stillung des Durstes Verzicht zu thun?

A. Allerdings. —

S. Welchen von beiden müßten wir ferner wol an mäßigen Genuß des Schlafes gewöhnen, so daß er spät schlafen gehen, früh aufstehen, und im Nothfal ganze Nächte durchwachen lernte?

A. Auch dieß muß der nämliche Jüngling lernen.

S. Und wer soll in der Liebe sich mäßigen lernen, um dadurch nicht von nöthigen Geschäften sich abhalten zu lassen? —

A. Ebenfalls der nämliche. —

S. Wen sollen wir gewöhnen, mühevolle Arbeiten nicht zu fliehen, sondern sie freiwillig zu ertragen?

A. Auch dieß soll der künftige Staatsmann lernen. —

S. Für wen ist es wol am schicklichsten, sich mit den Kunstgriffen, die etwa zur Besiegung der Feinde nöthig sind, bekannt zu machen?

A. Ganz vorzüglich für den, der zum Staatsregenten gebildet wird. Denn alle andere Fertigkeiten würden ihm ja ohne die Kenntniß dieser Mittel nichts nützen. —

S. Glaubst Du, daß ein so erzogener Mensch von seinen Feinden nicht so leicht als andere Geschöpfe gefangen werde? Von diesen werden doch bekanntlich einige durch einen Köder gelockt, und, wenn gleich manche den Betrug merken (wittern), durch Freßbegierde zum Köder getrieben und eingefangen, andere aber durch einen anlockenden Trank ins Netz gebracht.

A. Freilich.

S. Werden nicht auch andere, z. B. Wachteln und Rebhüner, aus Wollust, indem sie der Stimme des Weibchens, im Drange des Begattungstriebs, und in der Hoffnung ihn zu befrie-

digen, folgen, blind gegen die Gefahr gemacht, und ins Netz gelockt? Auch dieß bejahte er. —

S. Glaubst Du nun nicht, es sey für den Menschen eine Schande, mit den unvernünftigsten Thieren einerlei Schicksal zu haben?

Wenn z. B. Ehebrecher sich in die Weiberzimmer einschleichen, da sie doch wissen, daß ein Ehebrecher in Gefahr ist, die vom Gesetze angedrohete Strafe zu leiden, belauscht, ertappt und hinterher beschimpft zu werden; wenn er, da so viel Unglück und Schande dem Ehebrecher bevorsteht, und es so viele Mittel gibt, den Geschlechtstrieb sicher zu befriedigen, gleichwol sich zu dem gefährlichen Schritte fortreißen läßt, handelt er dann nicht durchaus unsinnig? —

A. Allerdings. —

S. Wenn ferner die meisten und nothwendigsten Geschäfte der Menschen (z. B. die Geschäfte des Kriegers, des Landmannes, und andere sehr wichtige Arbeiten) unter freiem Himmel verrichtet werden müssen: so ist es doch wol eine arge Sorglosigkeit in der Erziehung, wenn der große Hause gegen Kälte und Hitze nicht abgehärtet wird.

Auch dieß bejahete Aristipp.

S. Muß denn nicht auch der künftige Re-

gent gewöhnt werden, dergleichen leicht zu ertragen?

A. Ja freilich. —

S. Werden wir also nicht, wenn Leute, die das Alles ertragen können, in die Klasse der künftigen Regenten gehören, die Weichlichen denen zugesellen, welche nie zur Regierung gelangen sollen? —

A. Ja freilich.

S. Hast Du nun aber wol, bei aller Leichtigkeit, womit Du beide Klassen abzusondern weißt, schon einmal überlegt, in welche von beiden Du eigentlich (mit Recht) Dich selbst versetzen müssest? —

A. Ich rechne mich durchaus nicht zur Klasse derer, die einst zu regieren wünschen. Denn ich halte es für den Beweis der höchsten Unvernunft, da es schon so schwer ist, sich selbst mit den nöthigen Lebensbedürfnissen zu versorgen, sich mit dieser Sorge nicht zu begnügen, sondern noch die lästige Versorgung der andern Bürger zu übernehmen. Sich selbst die Befriedigung manches Bedürfnisses zu versagen, und dabei noch als Vorsteher eines Staates, wenn man nicht alle Wünsche desselben befriediget, sich strafen zu lassen: ist das nicht ein hoher Grad von Unvernunft?

Auch halten sich ja die Staaten für befugt,

ihre Beherrscher, wie ich meine Diener, zu gebrauchen. Denn ich halte es nicht für unrecht, daß meine Diener mir reichlich auftischen, selbst aber von dem Herbeigeschafften nichts kosten; und so glauben auch die Staaten, daß die Regenten ihnen recht viele Güter gewähren, selbst aber den Genuß dieser Güter entbehren sollen. Wer also Neigung hätte, sich selbst und Andere in viele Händel zu verwickeln, den würde ich auf die vorhin angegebene Art erziehen, und in die Klasse der künftigen Regenten versetzen.

Dagegen rechne ich mich selbst unter die Klasse derer, die das sorgloseste und angenehmste Leben zu führen wünschen. —

S. Gut! Wollen wir denn nun auch einmal untersuchen, ob die Regenten oder Unterthanen das angenehmste Leben führen? —

A. Sehr gern.

S. Unter den Nationen, die wir kennen, sind zuerst in Asien die Perser das herrschende Volk; ihnen gehorchen die Syrier, Phrygier und Lydier; in Europa herrschen die Scythen, die Mäoter gehorchen; in Libyen herrschen die Karchedonier, (Karthaginenser,) ihnen gehorchen die übrigen. Welche von diesen Nationen sollte nun wol das angenehmste Leben führen? Oder welche Völker

unter den Griechen, in deren Lande Du selbst lebst, scheinen Dir die glücklichsten zu seyn; die herrschenden, oder die beherrschten? —

A. Aber ich bin auch eben so wenig geneigt ein Sclav zu seyn; ich glaube vielmehr, daß ein Mittelweg zwischen Sclaverei und Herrschaft der Pfad zur Freiheit ist, der am leichtesten zum Glücke führt; und diesen wünsche ich zu betreten.

S. Freilich, wenn dieser Dein Weg, wie er von dem Gebiete der Herrschaft und Dienstbarkeit sich entfernt, nicht auch durch das Gebiet der menschlichen Gesellschaft führte, so ließe es sich wol hören; wenn Du aber als Mitglied der menschlichen Gesellschaft weder herrschen, noch gehorchen, noch freiwillig den Regenten dienen willst, so wirst Du doch wol wissen, daß die Mächtigen den Schwächern durch allgemeine (den ganzen Staat betreffende) und besondere Drangsale Thränen zu entlocken, und sie als Sclaven zu gebrauchen wissen. Oder sind Dir jene Menschen noch nicht bekannt geworden, die, wenn Andere gesäet und gepflanzt hatten, das Getreide abmäheten, die Bäume umhieben, und auf alle Art den minder Mächtigen, wenn sie ihnen nicht dienen wollten, wehe thaten, bis sie dieselben geneigt machten, die Unterwürfigkeit dem Kriege

mit Mächtigern vorzuziehen; weißt Du nicht, daß auch im Privatleben tapfere und mächtige Männer die feigen und ohnmächtigen sich unterwerfen, und sie zu ihrem Vortheile gebrauchen?

A. Darum will ich ja eben, erwiederte jener, mich in keinen Staat einlassen, sondern überall Fremdling seyn, um nicht eine solche Behandlung leiden zu müssen. —

S. Das ist nun freilich ein sehr witziger, sinnreicher Gedanke. Denn seitdem Sinis, Skiron und Prokrustes todt sind, wird kein Fremdling mehr an seinen Rechten gekränkt. Indeß verordnen doch die Bürger in den verschiedenen Staaten, um sich vor Ungerechtigkeit sicher zu stellen, Gesetze; suchen sich außer den sogenannten Blutsverwandten noch andere Gehülfen zu verschaffen; umgeben ihre Städte mit Vestungswerken; schaffen Vertheidigungsmittel herbei, um sich gegen ungerechte Feinde zu wehren; bringen außerdem noch andere auswärtige Krieger auf ihre Seite, und werden dennoch, trotz allen diesen Sicherheitsanstalten, im Besitz ihrer Rechte gestöhrt. Du aber glaubst, ohne irgend eines dieser Sicherheitsmittel zu haben, da Du doch manchen Tag auf den Heerstraßen, wo die meisten geplündert werden, zubringest, und in jedem

Staate, in dessen Gebiet Du kommst, schwächer bist als jeder Bürger; ungeachtet Du endlich zu denen gehörst, die von Räubern am meisten zu fürchten haben, dennoch, weil Du fremd bist, nicht angefeindet zu werden?

Bist Du etwa darum so muthig, weil die Staaten den Kommenden und Abreisenden Sicherheit versprechen; oder deswegen, weil Du glaubst, nicht einmal als Sclav einem Herrn im geringsten nützen zu können? Denn wer möchte freilich wol unter seinen Hausgenossen einen Menschen haben, der gar nicht zu arbeiten Lust hätte, wol aber am größten Aufwande in Kleidern und Nahrungsmitteln sein Vergnügen fände? Laß uns aber auch einmal bedenken, wie die Hausherren solche Diener behandeln. Zähmen sie nicht ihre Lüsternheit durch Hunger? Verwehren sie ihnen nicht den Diebstahl dadurch, daß sie ihnen jedes Behältniß verschließen, aus welchem wol etwas zu holen wäre? Machen sie ihnen nicht die Flucht durch Fesseln unmöglich? Treiben sie nicht durch Schläge die Trägheit aus?

Oder wie machst Du es, wenn Du dergleichen Eigenschaften an Deinen Bedienten bemerkst?

A. Ich züchtige sie auf das empfindlichste, bis ich sie wieder zum Dienste genöthiget habe.

Aber, lieber Sokrates, in wie fern sind diejenigen, welche zum Regentenstande gebildet wurden, welchen Du für den glücklichsten zu halten scheinest, von denen, die aus Noth im Elende schmachten, unterschieden, wenn sie Hunger und Durst und Kälte, und schlaflose Nächte, und jedes andere Ungemach freiwillig dulden sollen? Ich wenigstens sehe nicht ein, was für ein Unterschied darin liege, wenn die nämliche Haut freiwillig oder gezwungen gegeißelt wird, oder wenn überhaupt der nämliche Körper alles vorhin genannte Ungemach gern oder ungern duldet. Ist es nicht offenbare Thorheit, freiwillig Ungemach leiden zu wollen?

S. Glaubst Du denn aber nicht, Aristipp, daß freiwillig übernommene Leiden dieser Art von denen, die man gezwungen duldet, dadurch sich unterscheiden, daß der freiwillig Hungrige essen, der freiwillig Durstige trinken kann, wann er will, und so andere freiwillig Leidende in ähnlichen Fällen ihre Bedürfnisse stillen können; daß hingegen ein Mensch, der gezwungen solche Leiden duldet, nicht nach Belieben aufhören kann? Außerdem wird der freiwillig Leidende dadurch, daß er in guter Hoffnung duldet, aufgeheitert.

So lassen sich z. B. Jäger, die dem Wilde nachstellen, in der Hoffnung desselben habhaft zu werden, die Mühe gern gefallen. — Und dergleichen Preise für erduldete Mühe sind doch von unbedeutendem Werthe. Wenn aber andere Menschen mit Mühe danach streben, gute Freunde zu erhalten; ihre Feinde zu besiegen; stark an Körper und Geist zu werden; ihrem Hauswesen wohl vorzustehen; den Freunden wohlzuthun; das Glück des Vaterlandes zu befördern: wie sollte man dann nicht glauben, daß sie gern zu Erreichung dieser Zwecke sich Mühe gefallen lassen, und durch eigene Werthschätzung, durch das Lob und die Nacheiferung anderer beglückt, ein heiteres Leben führen! Außerdem sind Vergnügungen, die man ohne alle Mühe am Wege findet, weder fähig, dem Körper Geschmeidigkeit zu geben, wie die Lehrer der Gymnastik sagen, noch der Seele irgend eine bedeutende Einsicht zu verschaffen: Uebungen aber, die mit geduldiger Selbstüberwindung verknüpft sind, machen, nach der Versicherung edler Männer, zu schönen und guten Handlungen fähig. Auch Hesiodus sagt irgendwo:

Laster kann man zwar leicht und haufenweise erhalten;

Denn ein ebener Weg führt hin zum nahen
Verderben:
Doch die Tugend wird nur durch Schweiß
und Arbeit errungen;
Lang und steil ist der Pfad, und anfangs
nicht ohne Dornen:
Hat man den Gipfel erreicht, so zeigen sich
glattere Pfade.

Auch Epicharm bezeugt dieß, wenn er sagt:

Nur durch Arbeit erkauft man jegliches Gut
von den Göttern.

In einer andern Stelle heißt es:

Bösewicht! suche nicht Lust, Du möchtest
sonst Unlust Dir schaffen.

Auch der weise Prodikus trägt in der allgemein bekannten Erzählung vom Herkules ähnliche Gedanken über die Tugend vor. Die Erzählung lautet, wenn ich nicht irre, ungefähr so: Herkules, sagt man, war beim Eintritt ins männliche Alter, (bei welchem junge Männer, die sich selbst überlassen sind, schon zeigen, ob sie den Weg der Tugend oder des Lasters auf der Bahn des Lebens wandeln wollen) ausgegangen, und hatte sich in einer menschenleeren Gegend niedergelassen, ungewiß welchen Weg er nehmen sollte. Nun erschienen ihm zwei Frauen von ungewöhnlicher

Größe; die eine war von schöner und edler Gestalt; der Schmuck ihres Körpers war Reinlichkeit; ihr Blick war schaamhaft, züchtig ihr Anstand, weiß ihr Gewand. Die andere war fleischigter und von verzärteltem Ansehen; ihre Haut war geschminkt, (um weißer und röther, als sie war, zu erscheinen); ihr Auge stand aufgesperrt, der Anzug war so eingerichtet, daß ihre Schönheit dadurch mehr ins Auge fallen sollte; bald besah sie sich selbst; bald blickte sie umher, ob auch ein Anderer sie sähe; oft beschaute sie auch ihren Schatten.

Als beide dem Herkules näher gekommen waren, blieb die vorhin genannte in ihrem gewöhnlichen Gange; die andere wollte ihr zuvorkommen; eilte dem Herkules zu, und sprach: Ich sehe, lieber Herkules, Du bist zweifelhaft, welchen Weg Du (auf der Lebensbahn) wählen müssest. Willst Du mich zur Freundin annehmen, so will ich auf den anmuthigsten und leichtesten Weg Dich führen; keine Lust soll dann von Dir ungekostet bleiben; kein Ungemach Dein Leben verbittern.

Um Kriege und Geschäfte wirst Du dich nicht zu bekümmern haben; vielmehr wird Deine Sorgfalt nur auf wohlschmeckende Speisen und Getränke, auf die Belustigung des Auges und Ohrs,

des Geruchs und Gefühls, auf die genußreichste Buhlschaft, auf den sanftesten Schlaf, und die bequemsten Mittel, dieß Alles Dir zu verschaffen, gerichtet seyn. — Sollte aber einmal die Besorgniß bei Dir entstehen, daß es an Mitteln zu diesem Aufwande fehlen werde, so fürchte nicht, daß ich durch mühevolle Arbeiten des Körpers und Geistes Dich anleiten werde, sie zu erwerben: nein! Du sollst genießen, was andere durch Arbeit erstrebt haben, und jedes Mittel zum möglichen Erwerbe in dieser Hinsicht benutzen. Denn ich gebe meinen Freunden die Freiheit, auf alle Weise ihren Genuß zu befördern. Nachdem Herkules dieß gehört hatte, sprach er: Weib, wie nennt man dich denn? Meine Freunde, erwiederte jene, nennen mich Eudämonia (Glückseligkeit,) meine Gegner aber geben mir den Schimpfnamen Kakia (Untugend, Boßheit).

In diesem Augenblicke näherte sich auch die andere Frau und sprach:

Auch ich komme zu Dir, lieber Herkules, weil ich Deine Eltern und die Natur-Anlagen, die Du beim ersten Jugendunterrichte äußertest, kennen gelernt habe, und mir, in Rücksicht auf diese, Hoffnung mache, Du werdest, wenn Du den Weg, der zu mir führet, einschlägst, ein rüstiger Thä-

ter schöner und großer Thaten werden, und mich als eine noch weit ehrwürdigere und schönere Gefährtin auf der Bahn der Glückseligkeit kennen lernen. Ich will Dich aber nicht mit vorläufigen Anpreisungen des Vergnügens täuschen, sondern der Wahrheit gemäß die göttliche Anordnung der Dinge Dir bekannt machen. Ohne Mühe und Fleiß ertheilen die Götter den Menschen nichts wahrhaft Gutes und Edles; sollen sie Dir gnädig seyn, so mußt Du vielmehr sie dienstfertig verehren; willst Du von Freunden geliebt werden, so mußt Du ihnen wohlthun; willst Du von einem ganzen Staate geehrt werden, so mußt Du Dich um ihn verdient machen; soll ganz Griechenland Deine Tugend bewundern, so mußt Du auch diesem ganzen Lande wohlzuthun Dich bestreben; soll das Land Dir reichliche Früchte bringen, so mußt Du es anbauen; glaubst Du durch Viehzucht Dich bereichern zu müssen, so hast Du des Viehes zu warten; willst Du als Krieger berühmt, und fähig werden, Freunde zu befreien, Feinde zu besiegen, so must Du die Künste des Krieges von erfahrnen Männern, und ihre Anwendung durch Uebung lernen; willst Du endlich auch Dir Körperstärke verschaffen, so muß Dein Körper zur Erreichung

dieser Absicht dienstbar gemacht, und mit Schweiß und Mühe geübt werden.

Hier fiel (sagt Prodikus) die Untugend ihr ins Wort, und sprach: Siehst Du nun, lieber Herkules, welch einen mühevollen und weiten Weg zum Glücke dieß Weib Dich führen will? Ich leite Dich dagegen auf einen ebenen kurzen Weg zum nämlichen Ziele.

Elende, erwiederte ihr die Tugend, welche Güter besitzest denn Du? Kennst Du wol irgend eine Freude, da Du keine durch Arbeit zu verdienen gezeigt bist; da Du nicht einmal das Verlangen nach Genuß erwartest, sondern noch ehe die Neigung erwacht, in jedem Genusse Dich überfüllest, ohne Hunger Speisen, ohne Durst Getränke zu Dir nimmst; um lecker zu essen, Köche bestellest; um wohlschmeckende Getränke zu erhalten, köstliche Weine herbeischaffest, und im Sommer umhergehest, Schnee aufzusuchen; um sanft zu schlafen, nicht bloß weiche Ruhebetten, sondern auch Sopha's (Faulbetten) und Polstergestelle dazu anschaffest? Nicht der Arbeit wegen, sondern weil Du keine Beschäftigung hast, verlangst Du nach Schlaf. Den Genuß der Liebe erzwingst Du, bevor die Neigung dazu erwachet, durch mancherlei künstliche Mittel,

und gebrauchst Männer wie Weiber. So gewöhnest Du Deine Freunde; durchschwelgest die Nacht in Genüssen, und verschläfst den nützlichen Theil des Tages. Zwar eine Unsterbliche bist Du, doch aus dem Kreise der Götter verstoßen, und von edeln Menschen verachtet; hörst nie die holde Stimme des Lobes; siehst nie das lieblichste Schauspiel; denn noch kein schönes Werk sahst Du je aus Deinen Händen hervorgehn. Wer würde Deinen Worten wol Glauben beimessen? Wer Dir ein Bedürfniß befriedigen? Welcher Mann von gesunder Vernunft Dein Gesellschafter zu seyn wagen, da Deine Kameraden als Jünglinge schon am Körper entnervt, und im höhern Alter geistlose Dummköpfe werden; in den Jahren der Jugend zwar sorglos genährt im Prunke erscheinen, im Alter aber unter Sorgen und schmutziger Armuth ihre Tage durchleben, erröthend über ihre vorigen Thaten, belastet von den gegenwärtigen. Die Freuden der Jugend eilig genießend sparen sie für das Alter die Leiden.

Dagegen bin ich zwar im Kreise der Götter, doch auch eine Gefährtin edler Menschen. Keine schöne, keine göttliche That wird vollbracht ohne mich. Die größte Ehre wird mir zu Theil von Göttern und Menschen, denen meine Verehrung

geziemt. Ich bin eine geliebte Gehülfin des Künstlers, eine treue Wächterin dem Hausherrn, eine freundliche Helferin dem Gesinde, eine wackere Gehülfin bey den Geschäften des Friedens, eine standhafte Mitstreiterin in den Gefechten des Krieges, und die theilnehmendste Freundin. — Süß und leicht ist meinen Freunden der Genuß von Speisen und Getränken; denn sie harren, bis in ihnen die Neigung zum Genusse erwachet. Sanfter ist ihr Schlaf als die Ruhe des Unthätigen; sie klagen nicht, wenn sie das Lager verlassen müssen, und versäumen nicht, um ihn zu genießen, die schuldigen Pflichten. Jünglinge freuen sich des Lobes der Greise; die Greise sind froh über der Jünglinge Verehrung; heiter denken sie zurück an die Thaten der Vergangenheit, und freuen sich der gelingenden Vollendung ihrer gegenwärtigen Thaten; durch mich befreundet den Göttern, geliebt von Freunden, geehrt vom Vaterlande. Ist aber die letzte Lebensstunde nach dem Willen des Schicksals gekommen; dann schlummern sie nicht vergessen und ehrlos, sondern leben im ewigen Andenken, durch Lobgesänge verherrlicht. Auch Dir o Herkules, Sohn braver Eltern! ist es vergönnt, durch ähnliche mühvolle Thaten jene vollendete Seligkeit zu erstreben.

So ungefähr beschreibt Prodikus die Anweisung, welche dem Herkules von der Tugend gegeben ward; nur kleidet er die Gedanken in einen schmuckvollen Vortrag.

Es ist daher der Mühe werth, lieber Aristipp, daß Du diese Wahrheiten beherzigest, und den künftigen Zuständen Deines Lebens auch einige Aufmerksamkeit zu widmen beginnest.

Zweiter Abschnitt.

Einst hatte er bemerkt, daß Lamprokles, sein ältester Sohn, über seine Mutter aufgebracht war, und sprach so zu ihm: Sage mir doch, mein Sohn, kennst Du wol gewisse Menschen, die man undankbar nennet? — Ja freilich, antwortete der Jüngling. — Hast Du denn wol gemerkt, welcher Handlungen wegen man sie mit diesem Namen benennet?

L. Ja; man nennt Leute, denen Wohlthaten erzeigt sind, wenn sie, bei dem Vermögen sich wieder gefällig zu beweisen, doch nichts für das empfangne Gut wieder geben, undankbar.

S. Glaubst Du denn nicht, daß man die Undankbaren zu den Ungerechten zählen müsse? —

L. Freilich.

S. Hast Du aber schon bedacht, ob es wol, wie es ungerecht scheint, Freunde zu Sclaven zu machen, und gerecht, Feinde sich zu unterwerfen, ebenfalls ungerecht sey, gegen Freunde, aber gerecht gegen Feinde, sich undankbar zu beweisen?

L. Freilich; und ich halte jeden, der sich nicht dankbar gegen seinen Wohlthäter, dieser mag Freund oder Feind seyn, zu beweisen sucht, für ungerecht.

S. Würde also nicht, wenn dieß wahr ist, Undankbarkeit eine offenbare Ungerechtigkeit seyn?

L. Freilich.

S. Würde mithin ein Mensch nicht wol desto undankbarer seyn, je größer die Wohlthaten wären, die er nicht zu vergelten suchte?

L. Freilich.

S. Welche Menschen sehen wir nun wol von irgend einem andern größere Wohlthaten erhalten, als Kindern von den Eltern erzeigt werden, da die Eltern sie aus dem Nichts ins Daseyn gebracht, und ihnen den Anblick so vieler Schönheiten, und den Genuß so vieler Güter verschafft haben, welche die Götter den Menschen gewähren; Güter, denen wir einen so unvergleichbaren Werth beilegen, daß wir uns vor der Trennung von ihnen

am meisten scheuen. Auch haben die Staatsbürger auf die größten Ungerechtigkeiten die Todesstrafe gesetzt, in der Ueberzeugung, ungerechten Thaten durch keine härtere Drohung steuern zu können. — Glaube aber ja nicht, daß man des wollüstigen Genusses wegen Kinder zeuge; denn auf Gassen und in Häusern gibt es nur allzuviele Mittel, (Personen, Menschen) diesen Trieb zu befriedigen. Bekanntlich sieht man sich auch ja zur Begattung nach Weibern um, von denen man sich die besten Kinder versprechen kann. Der Mann ernährt seine Gehülfin beim Zeugungsgeschäfte, und schafft für seine künftigen Kinder Alles im Voraus und in möglich größter Menge herbei, womit er ihnen das Leben erleichtern zu können glaubt. Das Weib trägt, wenn es empfangen hat, das belastende Kind mit Unbequemlichkeit und Lebensgefahr; läßt es an seiner eigenen Nahrung Theil nehmen, und nachdem es das Kind unter vielen Schmerzen bis zur Geburtsstunde getragen, und dann zur Welt gebracht hat, nährt und verpflegt es dasselbe, ohne vorher von ihm irgend eine Wohlthat erhalten zu haben. Das Kind kennt nicht einmal seine Wohlthäterin; kann auch nicht seine Bedürfnisse anzeigen, sondern die Mutter vermuthet nur, was dem Kinde zuträglich

und angenehm seyn werde, sucht darnach diese Bedürfnisse zu stillen, und nährt es lange Zeit, Tage und Nächte hindurch, mit geduldiger Ueberwindung des Ungemachs, ohne zu wissen, welchen Dank es dafür zu hoffen habe.

Und nicht zufrieden die Kinder ernährt zu haben, geben auch die Eltern ihnen, sobald sie für fähig gehalten werden, etwas zu begreifen, Unterricht in allen den nützlichen Lebensregeln, die sie selbst gefaßt haben, und schicken sie, wenn ihnen ein anderer Lehrer brauchbarer zu seyn scheint, zu einem andern auf ihre Kosten, wobei sie alle Hülfsmittel sorgfältig anschaffen, um ihren Kindern die möglich beste Bildung geben zu lassen.

Wenn sie auch, erwiederte darauf der Jüngling, dieß Alles, und noch mannigfaltige Wohlthaten von der Art mir erzeigt hat, so mag dennoch wol keiner ihr mürrisches Wesen erträglich finden. — Glaubst Du, antwortete nun Sokrates, daß die Wildheit eines Thieres unerträglicher sey, oder die böse Laune einer Mutter?

L. Ich halte den Zorn einer solchen Mutter für unleidlicher. —

S. Bist Du denn schon jemals von ihr durch einen Biß, oder durch einen Schlag, wie manche Menschen von Thieren, beschädiget? —

L. Bei Gott, sie hat beleidigende Reden gegen mich ausgestoßen, die mancher wol für alle Güter des Lebens nicht hören möchte. —

S. Wie viele drückende Beschwerden hast aber Du wol, durch Dein Geschrei und Deine Aufführung von früher Kindheit an, bei Nacht und bei Tage ihr verursacht; wie oft durch Deine Krankheiten sie traurig gemacht? —

L. Aber ich habe doch in meinem Leben ihr weder etwas gethan, noch gesagt, daß sie verdrießen könnte. —

S. Glaubst Du denn, daß ihre gegen Dich ausgesprochenen Reden Dir verdrießlicher sind, als den Schauspielern die schimpflichen Vorwürfe, die sie einander in den Tragödien machen? —

L. Ich sollte denken, daß diese leicht zu ertragen wären, weil man im Schauspiele nicht glaubt, daß die Vorwürfe der Sprechenden ernstliche Verweise sind, noch ihre Drohungen eine wirkliche Strafe beabsichtigen.

S. Und Du beschwerest Dich dennoch über Deine Mutter, ungeachtet Dir bekannt ist, daß sie nicht allein in keiner bösen Absicht Dich anredet, sondern vielmehr Dich vor allen andern glücklich zu sehen wünschet? Oder glaubst Du, daß Deine Mutter böse Absichten gegen Dich hege?

L. Das glaube ich auf keinen Fall.

S. Sagst Du nicht eben, daß diese wohlwollende Mutter, die, wenn Du krank bist, auf das zärtlichste für Deine Wiederherstellung sorget; alle Deine Bedürfnisse zu befriedigen sucht; die überdieß für Dein Glück den Göttern so manches Geschenk gelobt, und ihnen Gelübde entrichtet, Dir lästig sey? Ich bin überzeugt, daß Du, wenn eine so gute Mutter Dir unerträglich ist, Dein eigenes Glück unerträglich finden müssest. Sage mir ferner, ob Du irgend einem andern Menschen gehorchen zu müssen glaubst, oder ob es Dein Grundsatz sey, daß man keinem Menschen zu gefallen, und keinem, er sey Feldherr oder ein Vorsteher von anderer Art, folgsam seyn müsse?

L. Freilich glaube ich das Erstere.

S. Möchtest Du nicht auch wol einem Nachbar gefällig seyn, damit er im Nothfalle Dir Feuer anzünde; Dir zur Ausführung guter Absichten diene, und wenn Du in eine Verlegenheit gerathen solltest, aus der Nähe Dir wohlwollend zu Hülfe komme?

L. Freilich.

S. Und wie, wenn Du mit einem Reisegefährten zu Lande oder zu Wasser, oder mit einem andern Menschen zusammenträfest, würde es Dir

gleichgültig seyn, ob er Dein Freund, oder Dein Feind wäre; oder glaubst Du auch dessen Wohlwollen Dir verschaffen zu müssen? —

L. Allerdings.

S. Nun, auf solche Leute glaubst Du Rücksicht nehmen, Deiner Mutter aber, die unter allen am meisten Dich liebt, nicht dienen zu müssen? Weißt Du nicht, daß sogar der Staat andere Arten der Ungerechtigkeit zwar übersieht, und Leute unbestraft läßt, die ihren Wolthätern nicht dankbar sind: daß er dagegen einem Sohne, welcher seine Eltern nicht dankbar verehrt, eine Strafe zuerkennt, und ihm, aus Verachtung, nicht vergönnet, dem Amte eines Archonten vorzustehen, als wenn er durch ihn weder die Religionsgebräuche zum Besten der Bürger auf eine den Göttern wohlgefällige, noch irgend ein anderes Geschäft auf eine ehrenvolle und rechtmäßige Art verrichten zu können glaubte?

Sogar pflegt der Staat, wenn er weiß, daß einer das Grab seiner verstorbenen Eltern nicht bekränzt hat, bei der Prüfung, die er mit den Kandidaten der Archontenwürde anstellet, deswegen eine Frage zu thun.

Wenn Du also weise bist mein Sohn, so bitte die Götter für jede Geringschätzung Deiner

Mutter um Verzeihung; sonst möchten auch diese Dich für undankbar halten, und Dir nicht wohlthun wollen; von der andern Seite hüte Dich, daß die Menschen nicht Deine Gleichgültigkeit gegen die Eltern merken, damit Du nicht von Jedermann verachtet, und so aller Freunde beraubt werdest. Denn in der Voraussetzung, daß Du gegen Deine Eltern undankbar wärest, würde keiner glauben, für seine Dir erzeigten Wohlthaten eine Vergeltung zu erhalten.

Dritter Abschnitt.

Als er gemerkt hatte, daß Chaerephon und Chaerekrates, zwei Brüder, die seine Schüler waren, mit einander in Uneinigkeit lebten, und den letztern sah, sprach er so zu ihm:

Du gehörst doch wol nicht auch zu den Menschen, die vernunftlose, ohne Benutzung unbrauchbare, und in Menge vorhandene Schätze einem einzigen vernünftigen, hülfreichen Bruder vorziehen? Sonderbar ist es doch, daß mancher es darum für nachtheilig hält, Brüder zu haben, weil er das Vermögen der Brüder nicht besitzet, und dennoch es für kein Unglück hält, Mit-

bürger zu haben, weil ihre Güter nicht ihm gehören. Im letztern Falle kann er den Vortheil berechnen und einsehen, daß es besser ist, mit vielen vereinigt zu leben, und sein sicheres Auskommen zu haben, als einsam das Vermögen der übrigen Bürger unter mancherlei Gefahren zu besitzen; im Verhältnisse zu Brüdern wird aber diese Wahrheit verkannt.

Vermögende Leute kaufen sich wol Sclaven, um Mitarbeiter zu haben, und verschaffen sich Freunde, weil sie Gehülfen bedürfen; um Brüder aber bekümmert man sich nicht, als ob wol andere Mitbürger, nicht aber Brüder, unsere Freunde werden könnten.

Und doch ist die Abstammung von einerlei Eltern sowol, als die gemeinschaftliche Erziehung ein wichtiges Beförderungsmittel der Freundschaft, da Thiere sogar eine gewisse Neigung zu denen haben, die mit ihnen groß geworden sind.

Außerdem scheuen sich auch andere Menschen mehr vor solchen, die Brüder haben, als vor denen, die in keinem brüderlichen Verhältnisse stehen, und bezeigen sich gegen jene weniger freundlich.

Darauf antwortete Chaerekrates: Freilich; wenn nur der Zwist nicht so bedeutend wäre, so

möchte man noch wol einen Bruder erträglich finden, und nicht einer Kleinigkeit wegen ihn meiden (denn allerdings ist es, wie Du selbst sagst, ein Glück, einen Bruder zu haben, wenn er sich brüderlich aufführt): wenn er aber seine Pflichten durchaus versäumt, und überall einem entgegen handelt, warum sollte man denn etwas Unmögliches versuchen?

S. Kann denn Chaerephon eines andern Gunst, so wenig als die Deinige erhalten, oder gibt's Leute, die ihn ganz gern leiden? —

C. Darum verdient er ja eben von mir gehaßt zu werden, weil er Andern gefällig zu seyn versteht, mir aber überall, wo er sich zeigt, durch Wort und That mehr schädlich als nützlich ist.

S. Sollte denn wol Dein Bruder, gleich einem Pferde, das den unwissenden Reuter, der es besteigen will, verletzt, einen Menschen beleidigen, der, unbekannt mit der Art, wie man ihn behandeln muß, den Versuch machte mit ihm umzugehen?

C. Wie könnte ich unbekannt seyn mit der Art, wie mein Bruder behandelt seyn will, da ich doch wol freundliche Reden und Wohlthaten zu erwiedern weiß; aber freilich, wenn einer durch Wort und That mir wehe zu thun sucht,

so wäre es mir unmöglich, diesen freundlich anzureden, und ihm wohlzuthun, ja ich würde es nicht einmal versuchen.

S. Du sprichst sonderbar! Wenn Du einen Hund bei den Schafen nöthig hättest, und dieser den Hirten liebkosete, Dich aber, wenn Du hinzukämest, anbellete, so würdest Du darüber wol nicht zürnen, sondern den Versuch machen, ihn durch Liebkosungen zu besänftigen, und doch willst Du kein Mittel ersinnen, Deinen Bruder Dir so geneigt als möglich zu machen, der doch, nach Deinem eigenen Geständnisse, wenn er gegen Dich so gesinnt wäre, wie er seyn sollte, viel zu Deinem Glücke beitragen würde. Und gleichwol gestehst Du, daß die Kunst gefällig zu seyn, und freundlich zu reden, Dir nicht fremd sey.

C. Ich fürchte auch, nicht weise genug zu seyn, um den Chaerephon zu seiner Bruderpflicht zurückführen zu können.

S. Dazu bedarf es aber ja bei ihm, wie ich glaube, weder eines sehr künstlichen, noch eines neuen Mittels; vielmehr bin ich überzeugt, daß er Dich sehr hoch schätzen werde, wenn Du ihn nur durch die Dir schon bekannten zu gewinnen suchst.

C. Wenn Du gemerkt hast, daß ich, ohne

es selbst zu wissen, irgend ein Mittel, Freundschaft zu stiften, besitze; möchtest Du mich denn nicht unverzüglich aufmerksam darauf machen?

S. So sage mir denn, was Du wol thun würdest, um einen Bekannten zu bewegen, daß er, nach geendigtem Opfer, Dich zum Gastmahle nöthigte?

C. Natürlich würde ich den Anfang machen, und ihn, wenn ich opferte, zuerst einladen.

S. Was würdest Du ferner zu thun haben, wenn Du während Deiner Abwesenheit auf Reisen, einen Freund bewegen wolltest, für die Deinigen zu sorgen?

C. Natürlich würde ich die Sorge für seine Familie, wenn er eine Reise machte, ebenfalls übernehmen. —

S. Wenn Du einen Fremden bewegen wolltest, Dich bei der Ankunft in seine Heimath aufzunehmen, was würdest Du denn wol zu thun haben?

C. Ohne Zweifel würde ich auch diesen, wenn er nach Athen käme, zuerst aufnehmen; und wenn ich wünschte, daß er die Absicht, in welcher ich zu ihm käme, mit Bereitwilligkeit erfüllen sollte, so müßte ich ohne Zweifel auch in ähnlichen Diensten ihm zuvorkommen. —

S. Alle Beförderungsmittel der Freundschaft hast Du also längst gekannt, ohne es selbst zu wissen. Oder trägst Du Bedenken den Anfang mit der Gefälligkeit zu machen, weil Du fürchtest, es sey Dir schimpflich, Deinem Bruder zuerst wohlzuthun? Gleichwol scheint uns ein Mann, der Feinden im Streite, Freunden in der Gefälligkeit zuvorkommt, des größten Lobes würdig zu seyn. Wenn ich darum glaubte, daß Chaerephon für eine solche, von der Natur selbst gebotene Freundschaft empfänglicher wäre, als Du; so würde ich versuchen, ihn zu bewegen, daß er Dir zuerst die Hand bieten möchte. Aber Du scheinst mir zu dieser Handlung fähiger, als jener, zu seyn.

C. Eine ungeziemende, und Deiner Weisheit gar nicht würdige Forderung ist es, wenn Du von mir verlangst, daß ich, als der Jüngere, zuerst die Hand bieten soll, da doch im Gegentheil alle Menschen der Meinung sind, daß der Aeltere mit Wort und That immer zuvorkommen müsse.

S. Was sagst Du?

Wird es nicht überall für schicklich gehalten, daß der jüngere Mann dem älteren, der ihm begegnet, ausweiche; daß er von seinem Sitze auf-

stehe; ihm aus Achtung den weichsten Sitz einräume, und ihn zuerst reden lasse?

Zaudre daher nicht, mein Freund; versuche nur den Mann zu besänftigen, und bald wird er sich Dir willfährig beweisen. Siehst Du nicht, daß er ein ehrliebender und edeldenkender Mann ist? Bösgesinnte, und kleinlich denkende Menschen möchtest Du freilich wol durch Geschenke: edle und gute Männer aber durch freundliche Behandlung am besten gewinnen.

C. Wenn ich es nun aber thäte, und er doch nicht besser würde? —

S. Was wäre es denn weiter? Du zeigtest Dich als einen gütigen, liebenden Bruder; jenen aber als einen schlechten, und der Wohlthaten unwürdigen Menschen!

Doch glaube ich nicht, daß ein solcher Fall eintreten, sondern daß er, sobald er Deine Aufforderung zu diesem Kampfe merkt, nach dem Siege begierig, durch Wort und That mit Güte Dir zuvorkommen würde. Denn Euer Verhältniß zu einander gleicht dem Verhältnisse der Hände und Füße. Wenn jene, die Gott zu gegenseitiger Hülfe bestimmte, sich einander nicht mehr helfen, sondern hinderlich seyn, oder wenn die Füße, von der Gottheit zu gemeinschaftlicher Thä-

tigkeit erschaffen, diese nicht mehr beweisen, sondern sich einander im Wege stehen wollten: wäre das nicht Thorheit und großer Unsinn, da Werkzeuge des Nutzens zum Schaden gebraucht würden?

Und Brüder, dächte ich, hätte die Gottheit noch mehr als Hände, Füße, Augen und andere Doppelglieder, womit sie den Menschen versah, zur Beförderung ihres gegenseitigen Vortheils bestimmt. Denn die Hände können mehr nicht auf einmal thun, als sie abzureichen vermögen; die Füße können nicht einmal eine Entfernung, welche die Hände abreichen, zugleich berühren, und selbst die schärfsten (in die weiteste Ferne sehenden) Augen sind gewiß unfähig, nähere Gegenstände von vorn und von hinten zugeich zu sehen; Brüder aber, die freundlich gegen einander denken, handeln auch in weiter Entfernung gemeinschaftlich, und zu beiderseitigem Vortheil.

Vierter Abschnitt.

Auch hörte ich einmal über Freunde (über die Freundschaft) einen Vortrag halten, aus welchem man sehr lehrreiche Anweisungen für den Erwerb

und die Benutzung der Freunde hernehmen konnte. Er höre freilich, sagte er, von vielen, daß ein zuverlässiger und guter Freund unter allen Schätzen der größte sey, und gleichwol sähe er, daß der große Haufen eher jedes andere Gut, als einen Freund, sich zu erwerben suche. Das man Häuser, Aecker, Sclaven, Heerden, und Hausgeräth sich anzuschaffen bemüht sey, und sich im Besitze derselben zu erhalten suche, sehe er wol; bemerke aber nicht, daß der große Haufen einen Freund, den man doch für den wichtigsten Schatz ausgebe, sich zu verschaffen, und so gut als möglich zu erhalten suche. Auch bemerke er, daß manche, wenn ihre Freunde und Bedienten zugleich krank wären, den Bedienten Aerzte und Mittel zur Wiederherstellung der Gesundheit zu liefern beflissen wären, um ihre Freunde aber sich wenig bekümmerten; und wenn jene mit diesen zugleich gestorben wären, sich über den Verlust der Bedienten grämten, und ihn für ein Unglück hielten; durch den Tod der Freunde aber gar nicht in ihren Umständen verschlimmert zu seyn glaubten; andere Güter ließen sie nicht ohne Wartung und Aufsicht, bekümmerten sich aber nicht um ihre der Wartung bedürftigen Freunde. Außerdem sähe man, sagte er, daß die meisten

Menschen die Anzahl ihrer übrigen, selbst in großer Menge vorhandenen Güter wol kennten, dagegen aber nicht bloß die Zahl ihrer wenigen Freunde nicht anzugeben wüßten, sondern auch, wenn sie gefragt würden, und jene nun hernennen wollten, manchen schon angeführten Namen wieder zurücknähmen. So wenig machten sie sich aus ihren Freunden!

Welcher andere Schatz ist gleichwol, setzte er hinzu, so bedeutend, daß ein guter Freund, mit ihm verglichen, nicht von weit größerem Werthe seyn sollte? Welches Roß, welches Gespann Stiere, wäre uns so vortheilhaft, als der wohlwollende Freund? Welcher Sclav wäre so gütig gesinnt, so treu? Welches andere Gut in jeder Hinsicht so brauchbar?

Denn ein guter Freund kommt dem andern bei jedem Bedürfnisse, sowol in häuslichen als in Staatsangelegenheiten, mit seiner Hülfe entgegen. Muß er einem Gefälligkeiten erzeigen, so thut er es; wenn eine Besorgniß uns beunruhigt, so gewährt er uns Beistand; bald genießt, bald arbeitet er mit uns; bald ermuntert er durch seinen Rath, bald nöthigt er mit strengem Ernste; geht es uns wohl, so verschafft er uns die heiterste

Freude; sind wir unglücklich, so richtet er uns auf durch den wirksamsten Trost.

Alle Vortheile, welche dem Menschen die Bedienung der Hände, die Vorsicht der Augen, die Aufmerksamkeit der Ohren, und die Bewegung der Füße verschafft, gewährt ein wohlthätiger Freund uns in gleicher Menge, und manchen Vortheil, den er selbst nicht zu erstreben suchte, nicht sah, oder nicht hörte, oder nicht bewirken konnte, pflegt der Freund dem Freunde zu gewähren. Dennoch warten manche, der Früchte wegen, sorgfältig ihrer Bäume; die fruchtbarste aller Stauden (das einträglichste aller Güter) aber — den Freund — bedienen die meisten nur mit Trägheit und Nachlässigkeit.

Fünfter Abschnitt.

Auch hörte ich einmal von ihm einen Vortrag, durch welchen der Zuhörer ermuntert werden konnte, zu prüfen, wie viel er seinen Freunden wol werth seyn möchte. Als er nämlich sah, daß einer von seinen Schülern sich eines von Mangel gedrückten Freundes nicht annahm, that er an

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

den Antisthenes, in Gegenwart jenes gleichgülti-
gen Menschen und vieler andern, folgende Fragen:

Gibt es wol, sprach er, einen Preis (Markt-
preise) für Freunde, wie für Sclaven? Von den
Sclaven ist mancher zwei Minen, ein ande-
rer nicht einmal eine halbe, dieser fünf, jener gar
10 Minen werth. Nikias, Sohn des Nikeratus,
soll gar einen Aufseher über die Silbergruben um
ein Talent gekauft haben. So laß uns einmal
überlegen, ob wol Freunde gleich den Sclaven ta-
xirt werden können.

Ohne allen Zweifel, erwiederte Antisthenes.
Ich wollte wenigstens lieber manchen Menschen
zum Freunde, als zwei Minen, haben; manchen
andern schätze ich keiner halben Mine werth,
möchte diesen lieber als zehn Minen, und eines
andern Freundschaft mit meinem ganzen Vermö-
gen, und allen Einkünften erkaufen.

S. Nun, wenn dem so ist, so wäre es
nicht übel, wenn mancher sich selbst fragte, wie
viel er wol seinen Freunden werth seyn möchte,
und wenn er versuchte, seinen Werth so sehr
als möglich zu erhöhen, damit die Freunde nicht
so leicht zu Verräthern an ihm würden.
Denn oft höre ich, daß hier einer sich beschwert,
sein Freund habe als Verräther an ihm gehan-

delt, dort ein Anderer, daß sein vermeintlicher Freund den Besitz einer Mine höher als ihn geschätzt habe. In dieser Hinsicht besorge ich, daß mancher, so wie er einen schlechten Mann um den ersten den besten Preis absteht, sich auch bewegen lasse, einen schlechten Freund, wenn er mehr, als jener ihm werth ist, erhalten kann, veräußern werde. Dagegen sehe ich niemals, daß gute Menschen, wenn sie Sclaven sind, verkauft, oder als Freunde verrathen werden.

Sechster Abschnitt.

Auch über die Art, wie man erproben könne, ob einer verdiene, zum Freunde gemacht zu werden, gab er, wie mich dünkt, in einem Gespräche, daß ich nun mittheilen werde, lehrreiche Anweisungen. Sage mir, sprach er zum Kritobul, wie würde man, wenn man das Bedürfniß fühlte, einen rechtschaffenen Freund zu erwerben, die Wahl anzustellen haben? Müßte man nicht zuvörderst sich nach einem Menschen umsehen, der nicht dem Bauche fröhnte; der die Neigung zum Trunke, die Wollust, den

Schlaf, und die Trägheit besiegen könnte? Wer diesen Lüsten sclavisch unterworfen wäre, würde weder die Pflichten gegen sich selbst, noch gegen seinen Freund erfüllen können.

K. Freilich würde er das auf keinen Fall thun können.

S. Würde man also nicht einen solchen Menschen zu meiden haben?

K. Allerdings.

S. Glaubst Du aber nicht ebenfalls, daß ein Mensch, der die Verschwendung liebt, und doch seinen Aufwand nicht bestreiten kann, vielmehr immer die Hülfe seiner Freunde nöthig hat, Wohlthaten annimmt, und sie nicht vergelten kann, gleichwol wenn er nichts erhält, den hasset, der ihm etwas verweigert, ein lästiger Freund sey?

K. Allerdings!

S. Muß man nicht auch den Umgang eines solchen meiden?

K. Ja freilich!

S. Aber wie? Wenn nun einer zwar Geld erwerben kann, aber habsüchtig, und eben deswegen zu freundschaftlichem Umgange unfähig ist, zwar gern annimmt, aber nicht wiedergeben will?

K. Diesen halte ich für schlimmer als jenen.

S. Wenn ferner die Liebe zum Gewinn einen Menschen so ganz beherrscht, daß er nur für Geschäfte, die ihm etwas eintragen, Sinn hat?

K. Auch mit einem solchen, glaube ich, muß man nicht Umgang anfangen. Denn der möchte wol seinem Freunde im geringsten nicht nützen.

S. Und wenn einer zanksüchtig; wenn er geneigt ist, seinen Freunden viele Feinde zu machen?

K. So muß man ihn ohne Zweifel gleichfalls vermeiden.

S. Wenn dagegen ein Anderer keinen dieser Fehler an sich hat, sich übrigens aber Wohlthaten erzeigen läßt, ohne an die geringste Erwiederung derselben zu denken?

K. So würde auch dieser unnütz seyn. Aber, lieber Sokrates! welchen Menschen würden wir denn zu gewinnen suchen müssen?

S. Nach meiner Ueberzeugung den, der im Gegentheil im Genusse körperlicher, sinnlicher Vergnügungen sich zu mäßigen weiß, umgänglich, gefällig, und geneigt ist, sich von seinen wohl-

thätigen Freunden nicht an gefälliger Dienstfertigkeit übertreffen zu lassen.

K. Wie können wir denn diese Eigenschaften schon vor dem Umgange erproben?

S. Bildhauer erforschen wir nicht nach ihren Worten, sondern wir vermuthen vielmehr, daß ein Mensch, von dem wir vorher schon sahen, daß er schöne Bildsäulen verfertigt, auch künftig andere gut ausarbeiten werde.

K. Du willst also sagen, daß ein Mensch, der vorher sich als Wohlthäter gegen seine Freunde bewiesen habe, ohne Zweifel auch künftig ihnen wohlthun werde?

S. Freilich; denn ich behaupte auch, daß einer, den ich bisher seine Pferde geschickt behandeln sah, ohne Zweifel sie auch ferner geschickt lenken werde.

K. Das mag wahr seyn: wie muß man aber einen Menschen, der unserer Freundschaft werth zu seyn scheint, wirklich zum Freunde machen?

S. Zuvörderst erfrage man das Gutachten der Götter, um zu sehen, ob diese dazu rathen.

K. Kannst Du mir aber wol sagen, wie man einen Menschen, der uns gefällt, und den

die Götter uns nicht abrathen, ins Netz der Freundschaft ziehen müsse?

S. Sicher nicht dadurch, das man es ihm, wie den Haasen, im Laufe zuvorthut, auch nicht durch List, wie die Vögel, oder durch Gewalt, wie die Feinde. Denn schwer ist's, einen Menschen wider seinen Willen zum Freunde zu machen; schwer auch, ihn durch Bande, wie einen Sclaven, festzuhalten. Denn eine solche Behandlung erweckt eher Feinde als Freunde.

K. Wie soll man denn Freunde sich machen?

S. Es soll Zauberlieder geben, wodurch man, wenn man sie zu singen versteht, jeden nach Belieben zu seinem Freunde machen kann. So giebt's auch, wie man sagt, Liebesmittel, wodurch jeder, der sich auf ihren Gebrauch versteht, die Liebe derer, an welchen er sie versucht, gewinnen kann.

K. Wo lernt man denn diese wol kennen?

S. Was die Sirenen dem Ulyß vorsangen, hast Du vom Homer gehört. Der Gesang beginnt so:

Hieher lenke den Weg Du hochgepriesner Ulysses;
Griechenlands ruhmvoller Held!

K. Fesselten die Sirenen, durch das Absin-

gen dieser Lieder auch andere Menschen, so daß die Bezauberten nicht weiter schifften?

S. Nein! So sangen sie nur denen, die im eifrigen Dienste der Tugend ihren Ruhm suchten.

K. Versteh ich Dich recht, so willst Du sagen, was man an einem Menschen lobpreise, müsse immer so beschaffen seyn, daß er nicht glauben könne, sein Lobpreiser wolle sich über ihn lustig machen. Denn man möchte dadurch sich nur Haß erwecken, und die Menschen von sich entfernen, wenn man z. B. den, der es wol weiß, daß er klein, häßlich, und schwach ist, das Lob der Schönheit, Größe und Stärke beilegte. — Aber kennst Du noch andere Zaubergesänge? (Zaubermittel, die Menschen zu gewinnen.)

S. Nein! Aber ich höre, daß Perikles viele gewußt habe, die er dem Staate vorsang, und wodurch er dessen Liebe gewann.

K. Wie erwarb sich aber Themistokles die Liebe des Staates?

S. Warlich nicht durch Lobgesänge, sondern dadurch, daß er ihm Gutes erzeigte. *)

*) Die deutsche Sprache versucht hier umsonst, das Wort περιαπτειν auszudrücken. Es heißt anhängen, und wird

K. Ich glaube, Du willst sagen, um einen guten Freund zu gewinnen, müsse man selbst als Geschäftsmann und Redner sich brav zeigen.

S. Wie? Du meintest, als böser Mensch könne man biedere Freunde gewinnen?

K. (Freilich); denn ich bemerkte, daß schlechte Rhetoren Freunde guter Volksredner, und in der Kriegskunst unerfahrene Männer, mit sehr geübten Kriegern vertraut waren.

S. Kennst Du denn auch wol, in dem Verhältnisse, wovon wir reden, Menschen, die, selbst unnütz, sich nützliche Freunde zu erwerben wüßten?

K. Nein, warlich nicht! Aber wenn es unmöglich ist, bei eigener Unsittlichkeit, des edlern Biedermannes Freundschaft zu gewinnen: so sage mir doch, ob es einem Manne, der selbst rechtschaffen und brav ist, auf der Stelle unmöglich sey, guter und biederer Männer Freund zu werden?

S. Verursacht Dir dieß etwa Bedenklichkeit,

besonders von Amuleten und Zaubermitteln gebraucht, die man einem umhängt, um ihn vor Gefahren und Beherungen sicher zu stellen. Dürfte man sagen: einem etwas Gutes anhängen, wie man sagt: einem einen Schandfleck anhängen, so drückte man ganz das Bild aus, dessen Sokrates sich absichtlich, in Beziehung auf die vorhin genannten Zaubergesänge bediente.

daß Du oft Männer, die schöne Thaten thun, und sich schändliche Handlungen nicht zu Schulden kommen lassen, mit einander nicht freundschaftlich umgehen, sondern sich zanken, und heftiger, als nichtswürdige Menschen, verfahren siehst?

K. Und das thun nicht bloß Privatpersonen, sondern auch ganze Staaten, die sich vorzüglich durch ein edles Betragen, und durch Vermeidung alles Unanständigen auszeichnen, stehen oft in feindlichem Verhältnisse zu einander. In dieser Hinsicht, verzweifele ich, jemals Freunde zu gewinnen. Einmal sehe ich nicht, daß böse Menschen mit einander Freundschaft halten können; denn wie könnten wol Leute, die entweder undankbar, oder sorglos, habsüchtig, treulos, oder unfähig sind sich zu beherrschen, Freunde werden? Böse Menschen sind also, nach meiner Ueberzeugung, eher geborne Feinde als Freunde. Aber auf der andern Seite werden diese auch, wie Du sagst, mit guten Menschen nie einen Bund der Freundschaft stiften; denn wie könnten wol Leute, die das Böse thun, mit Feinden des Lasters Freundschaft eingehen? Wenn nun aber auch die Verehrer der Tugend über den Vorrang in Staatswürden mit einander streiten, und aus gegenseitigem Neide sich hassen; wo werden denn

noch Freunde zu finden seyn, und bei welchen Menschen wird man noch Wohlwollen und Treue wahrnehmen?

S. Man kann die Sache aus mehr als einem Gesichtspunkte ansehen. Denn die Menschen haben von Natur zwar manche Eigenschaften, wodurch Freundschaft befördert wird; (sie bedürfen nämlich Einer des Andern; empfinden gegenseitiges Mitleid, unterstützen sich durch gemeinschaftliche Arbeiten, und sind im Umgange einander gefällig;) auf der andern Seite aber haben sie Eigenheiten, die zum Streite Anlaß geben. Denn wenn sie einerlei Zwecke sich als rühmlich und beglückend denken, so streiten sie darüber, theilen sich in ihren Meinungen und stehen einander im Wege; auch Streitsucht und Zorn erregen Feindschaft; Habsücht verträgt sich nicht mit Wohlwollen, und Neid erwecket den Haß. Aber dennoch windet sich die Freundschaft durch alle diese Hindernisse, und vereinigt edle und gute Menschen. Denn diese wollen lieber durch ein rechtschaffenes Betragen ohne Ungemach sich den Besitz weniger Güter verschaffen, als durch Zwietracht Alles an sich reißen. Sie können, wenn sie Hunger oder Durst empfinden, ohne Andern wehe zu thun, Speise und Trank genießen; und

wenn die Neigung, mit schönen Menschen der Liebe zu pflegen, sie anwandelt, so wissen sie sich zu mäßigen, um nicht Leute gegen die Forderungen der Pflicht unglücklich zu machen. Sie können ferner nicht bloß, ohne die Kunstgriffe der Habsucht, ein rechtmäßiges Vermögen erwerben; sondern einander auch wol etwas mittheilen, ihren Streit nicht nur ohne Verdrießlichkeit, sondern sogar zu gegenseitigen Vortheilen führen, und den Zorn früh genug mäßigen, um ihn nicht nachtheilig werden zu lassen. Den Neid verbannen sie endlich ganz aus ihrem Herzen, indem sie ihre Güter den Freunden als Eigenthum überlassen, dafür aber die Güter der Freunde wieder als die ihrigen betrachten.

Warum sollten also nicht die Edeln und Biedern selbst in dem gemeinschaftlichen Streben nach Staatswürden einander unschädlich, und sogar nützlich seyn? Leute, die nur darum nach Ehre und Herrschaft im Staate trachten, damit sie ungehindert Schätze rauben, Menschen gewaltthätig behandeln, und ihren Vergnügungen nachhängen können, würden als ungerechte und böse Menschen, mit andern nicht den Bund der Freundschaft eingehen können; wünscht aber jemand darum Ehre im Staate zu erhalten, um sich selbst

vor Beleidigung sichern, seinen Freunden in rechtmäßigen Dingen beistehen zu können; und bemüht er sich, als obrigkeitliche Person dem Vaterlande zu nützen, warum sollte er denn bei dieser Denkart, nicht Freundschaft mit einem andern, der eben so denkt, eingehen können? Wird er in Verbindung mit guten und edeln Menschen, seinen Freunden, oder mit Hülfe derselben dem Staate weniger nützen können? In den gymnastischen Wettstreiten würden zwar unstreitig die Stärksten, wenn es ihnen vergönnt wäre, mit vereinigter Macht auf die Schwächern loszugehen, in jedem Wettkampfe siegen, und jeden Preis davon tragen. Wenn es nun dort gleich unerlaubt ist, so wehrt uns doch in Staaten, wo edle und brave Männer am Ruder sitzen, Niemand, das gemeine Beste, in Verbindung mit jedem uns beliebigen Menschen, zu befördern. Wie sollte es daher nicht zu unserm Vortheil gereichen, in freundschaftlichem Verein mit den besten Bürgern, ein Amt zu verwalten, und an diesen lieber Theilnehmer und Gehülfen bei unsern Geschäften, als Gegner zu haben? Ohne Zweifel wird einer, der mit andern in Krieg verwickelt ist, Gehülfen nöthig haben, und ihrer viele bedürfen, wenn er sich edeln und tapfern Männern entgegenstellt. Aber

jenen, die uns zu helfen bereit sind, muß man freilich, damit sie ungesäumt ihre Hülfe leisten, Wohlthaten erzeigen; und in dieser Hinsicht ist es viel besser, daß man wenigen Edeln, als dem Haufen der Schlechten wohlthut; denn die Letztern bedürfen der Wohlthaten (fordern Gefälligkeiten) weit öfter als jene. Versuche darum, lieber Kritobul, nur muthig, ein rechtschaffener Mann zu werden; und hast Du Dich zu einem solchen gebildet, so bemühe Dich, edler und braver Männer Freundschaft zu gewinnen. Vielleicht kann ich selbst Dir, mein Lieber! weil ich in der Kunst Andere zu gewinnen, erfahren bin, zur Erreichung jener Absicht behülflich seyn. Denn ich strebe mit aller Kraft, von den Leuten, die mir gefallen, für meine Zuneigung Gegenliebe zu erhalten; zu machen, daß sie meine Sehnsucht und mein Verlangen nach ihrem Umgange mit gleicher Sehnsucht und gleichem Verlangen erwiedern. Dahin wirst auch Du nun trachten müssen, wenn Du den Bund der Freundschaft stiften willst. Verhehle mir darum nicht, welche Leute Du wol zu Freunden haben möchtest; denn dadurch, daß ich die Liebe derer, die mir gefielen, zu erhalten suchte, glaube ich gelernt zu haben, wie man Menschen gewinnen müsse.

K. Nach einer solchen Anweisung, lieber Sokrates! war ich längst begierig; um so mehr, wenn die dadurch erworbene Einsicht mir genügen sollte, das Herz edler Menschen und den sinnlichen Genuß der Schönen mir zu verschaffen.

S. Die Kunst verstehe ich freilich nicht, wie man durch eine ausgestreckte Hand die Schönen fesseln könne; auch flohen ja, wenn ich nicht irre, die Menschen deswegen vor der Scylla, weil sie nach ihnen die Hand ausstreckte; bei den Sirenen aber verweilte jeder, und ergötzte sich an ihrem Gesange, weil sie keinen zu greifen suchten, sondern alle durch ihren Zaubergesang von weitem fesselten.

K. Ich will ja keinen zu greifen trachten; zeige mir darum, wenn Du kannst, ein rechtliches Mittel, Freunde zu erwerben.

S. Willst Du denn auch nicht Mund an Mund kommen lassen?

K. Verlaß Dich darauf, daß auch mein Mund keinen andern, als den Mund eines Schönen berühren soll.

S. Das ist ja nun gleich wieder eine zweckwidrige Maaßregel, die Du anführest. Denn schöne Menschen leiden das nicht, die häßlichen aber sind sehr damit zufrieden, weil sie ihres Gei-

stes wegen das Lob der Schönheit zu verdienen glauben.

K. Schöne Menschen will ich küssen, gute noch herzlicher als jene küssen; nun gieb mir doch zutraulich die Mittel an, wodurch man Freunde zu fesseln (zu umgarnen) vermöge.

S. Würdest Du wol, o Kritobul, wenn Deine Absicht wäre, eines Menschen Freund zu werden, mir erlauben, daß ich bei ihm rühmte, Du schätztest ihn hoch, und hegtest Verlangen nach seiner Freundschaft?

K. Sag' ihm das immerhin: denn keiner haßte noch, so viel ich weiß, den, der ihn lobte.

S. Und wenn ich hinzusetzte, daß Du dieser Hochachtung wegen auch Wohlwollen für ihn hegtest: würde ich dadurch Dich wol bei ihm verhaßt machen.

K. Nein. Denn ich selbst fühle ja Liebe zu denen in mir erwachen, von welchen ich glaube, daß sie mir wohlwollen.

S. Diese Versicherung darf ich also denen geben, deren Freundschaft Du zu gewinnen suchst: wenn Du mir aber auch die Erlaubniß überher ertheiltest, von Dir zu sagen, Du seyst Freunde zu erhalten beflissen; freutest Dich über nichts so sehr, als über biedere Freunde! seyst

über ihre schönen Handlungen nicht weniger froh, als über Deine eigenen; freutest Dich ihres Glückes wie des Deinigen; unermüdet geschäftig dasselbe zu befördern, hältest Du es für Pflicht, Freunde im Wohlthun, Feinde im Kampfe zu besiegen: *) so glaube ich, Dir ein sehr brauchbarer Gehülfe in der Bewerbung um biedere Freunde zu seyn.

K. Wozu aber diese Versicherung? Als ob es nicht bei Dir stände, von mir zu sagen, was Dir beliebt.

S. Nein! das darf ich beim Zeus nicht, wenn es wahr ist, was ich einst von Aspasia hörte. Sie sagte nämlich, gute Freiwerberinnen, die der Wahrheit gemäß (die) Vorzüge (der Heirathslustigen) anpriesen, könnten sehr leicht Familien-Bande unter Menschen anknüpfen; lügenhafte Personen der Art stifteten durch ihr Lob

*) Zur Ehre des Sokrates, der selbst ein Muster von Großmuth gegen Feinde war, und es daher nicht für Pflicht halten mußte, Feinden alles ersinnliche Unheil widerfahren zu lassen, darf man die Worte νικᾶν τοὺς ἐχθροὺς κακῶς π. die genau übersetzt („seine Feinde im Böses thun, in Beleidigungen übertreffen") einen sehr menschenfeindlichen Sinn geben, nicht wörtlich übertragen. Es wird bloß die Tapferkeit im Kampfe dadurch bezeichnet.

keinen Nutzen. Denn die Betrogenen haßten sowol sich unter einander, als die Stifterin ihrer Ehe. Auch ich bin davon überzeugt, und glaube den Satz als richtig annehmen zu dürfen, daß es mir nicht erlaubt sey, gegen die Wahrheit das Mindeste von Dir zu rühmen.

K. Du bist also, lieber Sokrates, in sofern mein Freund, daß Du zwar, wenn ich Eigenschaften besitze, wodurch Freundschaft gestiftet werden kann, diese geltend zu machen mir behülflich seyn, aber, wenn sie fehlen, kein erdichtetes Wort zu meinem Vortheil sprechen willst.

S. Sollte ich denn wol durch erlogenes Lob, oder dadurch Dir nützlicher werden, daß ich Dich zu dem Bestreben ermuntere, Dich zum braven Mann zu bilden? Ist Dir dieß so noch nicht einleuchtend, überlege die Frage einmal auf folgende Art. Wenn ich Dich einem Schiffspatron empfehlen und Dir das falsche Lob ertheilen wollte, daß Du ein brauchbarer Steuermann wärest, dieser dann mir glaubte, und bei Deiner gänzlichen Unkunde in der Steuermannskunst das Schiff Dir anvertraute; dürftest Du wol die geringste Hoffnung hegen, Dich selbst und das Schiff nicht unglücklich zu machen? Wenn ich ferner durch Unwahrheit den Staat

dazu vermöchte, daß er sich Deiner Anführung im Kriege anvertraute, oder Dich zum Richter, oder zum Staatsbeamten erwählte: wie nachtheilig würde dieß für Dich selbst und für die Republik seyn? Oder wenn ich einzelne Bürger fälschlich beredete, Dir, als einem guten Oekonomen und Verwalter, ihr Vermögen anzuvertrauen: würdest Du nicht, bei der ersten Probe, Schaden stiften, und lächerlich werden? Warlich der kürzeste, sicherste und schönste Weg, lieber Kritobul, ist der, daß man sich bemühe in den Geschäften, zu welchen man brauchbar scheinen will, auch wirklich sich Fertigkeit zu erstreben. Bei genauerer Ansicht wirst Du finden, daß alle Tugenden, die man den Menschen zuschreibt, durch Uebung und sorgfältigen Fleiß erhöhet werden. — Auf diesem Wege müssen wir darum, nach meiner Vorstellung, jenes Ziel zu erreichen (Menschen zu gewinnen) suchen; kennst Du einen andern, so zeige ihn mir.

K. Ich würde mich schämen müssen, wenn ich dieser Anweisung widerspräche, weil meine Behauptungen weder sittlich schön, noch wahr seyn konnten.

Drittes Buch.

Siebenter Abschnitt.

Auch den Verlegenheiten seiner Freunde suchte er, wenn sie aus Unwissenheit entstanden, durch Belehrung, wenn aber das Bedürfniß sie erzeugte, dadurch abzuhelfen, daß er ihnen die Pflicht einschärfte, sich einander nach Vermögen beizustehen. Auch darüber will ich mittheilen, was ich von ihm gehört habe. Einst sah er den Aristarch finster und niedergeschlagen, und sprach: Du scheinst mir, lieber Aristarch, eine Last auf dem Herzen zu haben. Man muß seine Bürde mit Freunden theilen. Vielleicht könnte auch ich Dir eine Erleichterung gewähren.

A. Ja freilich, mein Sokrates, bin ich in großer Verlegenheit. Denn seitdem die Empörung im Staate ausgebrochen ist, und viele dem

Piräischen Hafen zugeeilt sind, haben mich verlaßne Schwestern, Schwestertöchter, und Geschwisterkinder in solcher Menge heimgesucht, daß jetzt in meinem Hause vierzehn freie Menschen wohnen. Nun haben wir weder von Ländereien, (weil diese von der Gegenparthei genommen sind,) noch von unsern Häusern, wegen des Menschenmangels, der in der Stadt entstanden ist, die geringste Einnahme. Mobilien kauft Niemand; Geld auf Zinsen ist auch nirgends zu haben; eher, glaube ich, könnte man unterweges ein Capital finden, als Vorschuß erhalten. Nun ist es doch traurig, seine Verwandten im Elende schmachten zu sehen, und gleichwol unmöglich, so viele Personen unter den gegenwärtigen Umständen zu ernähren.

S. Wie mag es doch zugehen, daß Keramon, der Vorsteher einer zahlreichen Familie nicht bloß seine und ihre Bedürfnisse befriedigen, sondern noch genug erübrigen kann, um sogar ein reicher Mann zu werden; Du aber als Verpfleger eines großen Hauses, aus Mangel an Nothdurft den Untergang aller befürchtest?

A. Das ist wahrhaftig kein Wunder; denn er beköstiget Sclaven, ich freie Menschen.

S. Deine freien Leute wären also besser, als Keramons Sclaven?

A. Meine Leute sind freie Menschen.

S. Ist es denn nicht eine Schande, daß jener mit schlechtern Menschen im Wohlstande lebt, Du aber mit edleren Personen darben mußt?

A. Nein, bei Gott nicht! Denn jener hat Handwerker, ich Leute von liberaler Bildung zu ernähren.

S. Versteht man unter Handwerkern Leute, die brauchbare Dinge verfertigen können?

A. Ja Freilich.

S. Sind Mehlspeisen brauchbar?

A. Allerdings.

S. Auch Brode?

A. Nicht weniger.

S. Auch Kleider für Männer und Weiber, Westen, Ueberröcke und Halbröcke für Männer?

A. Ja freilich, auch sie sind ohne Ausnahme sehr brauchbar.

S. Können denn Deine Leute nichts von dem allen verfertigen?

A. Ich glaube, sie verstehen sich auf die Verfertigung aller dieser Producte.

S. Weißt Du denn nicht, daß Nausikydes bloß durch Bereitung von Mehlspeisen nicht bloß sich selbst und seine Hausgenossen nähret,

sondern überdieß noch eine zahlreiche Heerde von Schweinen und Kühen unterhält, auch noch genug überspart, um dem Staate sogar oft mit seinem Gelde dienen zu können; — daß Kiribus von der Bäckerei sein ganzes Haus nähret, und reichlich zu leben hat; daß Demeas von Verfertigung männlicher Oberkleider, Menon ebenfalls dadurch, daß er für beide Geschlechter feine Zeuge webt, sein Brod verdient, und die meisten Megarenser von Verfertigung bequemer Halbröcke sich nähren?

A. Freilich. Aber kein Wunder; denn diese halten sich erkaufte Sclaven des Auslandes, und zwingen sie zu Arbeiten, die ihrem Stande gemäß sind: ich aber habe Menschen, die frei und mit mir verwandt sind.

S. Glaubst Du denn etwa, das sie als solche nur essen und schlafen müssen? Siehst Du vielleicht, daß, bei einer solchen Lebensart, andere freie Menschen besser daran sind, und preisest Du sie glücklicher als solche Bürger, die ihren Fleiß auf Dinge verwenden, von deren Brauchbarkeit im gemeinen Leben sie überzeugt sind? Oder bemerkst Du, daß Trägheit und Sorglosigkeit den Menschen behülflich sind zur Erlernung nöthiger Kenntnisse, und zur Erinnerung an das Gelernte;

daß sie die Gesundheit und Stärke seines Körpers, den Erwerb und die Sicherheit der Lebensmittel befördern; Thätigkeit dagegen, und sorgfältiger Fleiß nicht den geringsten Nutzen gewähren? Haben sie die Kenntnisse, die Du ihnen beilegst, etwa deswegen gelernt, weil sie keinen Gebrauch davon fürs Leben machen zu können glaubten, noch irgend eine derselben anzuwenden geneigt waren; oder im Gegentheil, um durch Ausübung derselben sich Vortheile zu verschaffen? Auf welchem Wege gelangen die Menschen leichter zu Weisheit und Tugend, auf dem Wege des Müßigganges, oder beim Fleiße in guten Werken? Werden sie rechtschaffener durch Thätigkeit, oder dadurch, daß sie in träger Ruhe über die Bedürfnisse des Lebens nachsinnen? Auch bin ich der Meinung, daß unter den jetzigen Umständen, weder Du Liebe gegen sie hegst, noch sie gegen Dich: Du nicht, weil Du glaubst, daß sie Dir Nachtheil bringen; sie nicht, weil sie sehen, daß Du von ihnen belästiget wirst. Daher ist eine heftigere Feindschaft und Verminderung der vorigen Liebe zu befürchten. Wenn Du aber ihnen Anleitung zur Thätigkeit gäbest, so würdest Du sie in Hinsicht auf den Nutzen, sie aber Dich lieben, wenn sie es fühlten, daß Du ihrer Dich freue-

test. In süßer Erinnerung an vorige Wohlthaten, würdet ihr die dadurch erweckte Liebe verstärken, und deswegen freundschaftlicher und traulicher mit einander umgehen. Sollten sie freilich ein entehrendes Gewerbe ergreifen wollen, so wäre ihnen lieber der Tod zu wünschen: Allein sie verstehen sich ja, wie ich höre, auf Arbeiten, die dem Weibe ehrenvoll und anständig sind, und jede von ihnen übt ihre Kunst leicht und schnell, mit Geschmack und Vergnügen. Zögere darum nicht, sie zu einer Thätigkeit, die Dir und ihnen nutzt, anzuleiten, und wahrscheinlich werden sie gern Deinem Rathe Gehör geben.

A. Ja, bei den Göttern! lieber Sokrates, Deine Belehrung scheint mir so richtig zu seyn, daß ich, so wenig es mir auch vorher in den Sinn kam zu borgen, weil ich von der Unmöglichkeit überzeugt war, das aufgenommene Capital, wenn es verbraucht wäre, zu erstatten, — nun mir getraue diesen Schritt zu thun, um Stoff zur Arbeit zu erhalten. —

Darauf wurden Materialien herbeigeschafft und Wolle gekauft; während der Arbeit frühstückten sie; nach der Arbeit ward das Mittagsmahl gehalten; waren sie vorher finster, so wurden sie nun heiter; blickten sie vorher sich mürrisch an, so sahen sie

nun einander gern. Sie liebten ihn als ihren Versorger, er sie als nützliche Menschen. Endlich kam er einmahl zum Sokrates, und erzählte ihm freudig diese Veränderung, wobei er hinzusetzte, sie machten ihm den Vorwurf, daß er allein im Hause essen wolle, ohne zu arbeiten.

S. erzählst Du ihnen denn nicht die Fabel vom Hunde? Man sagt ja, das Schaf habe, als die Thiere noch reden konnten, zu seinem Herrn gesagt: Es ist sonderbar von Dir, daß Du uns, da wir doch Wolle, Lämmer und Käse Dir geben, kein anderes Futter reichest, als was wir von der Erde abgrasen; den Hund dagegen, der Dir nichts ähnliches verschafft, an Deiner eigenen Nahrung Theil nehmen lässest. Der Hund habe es gehört, und geantwortet: Warlich, kein Wunder; denn ich bin es ja, der Euch sicher stellet, daß ihr von Menschen nicht gestohlen, von Wölfen nicht geraubt werdet, da ihr allein, wenn ich euch nicht bewachte, aus Furcht umzukommen, nicht einmal weiden könntet. Die Schafe, dadurch zur Nachgiebigkeit bewogen, räumten, sagt die Fabel, dem Hunde den Vorrang ein. Darum sage Du auch jenen, daß Du, wie bei den Schafen der Hund, ihr Wächter und Versorger seyst,

und sie, unter Deinem Schutze von keinem beleidigt, in ungestörter, freudiger Thätigkeit leben.

Achter Abschnitt.

Einen andern alten Freund, den er nach geraumer Zeit wieder sahe, redete er so an: Woher kommst Du einmal wieder zum Vorschein, Eutherus?

E. Nach geendigtem Kriege, lieber Sokrates, kehrte ich aus der Fremde zurück; jetzt eben komme ich von meiner Heimath. Denn ich sehe mich, da wir der auswärtigen Landgüter beraubt sind, und mein Vater mir in Attika kein Erbtheil hinterließ, jetzt genöthigt, im Auslande durch Handarbeit mein Brod zu verdienen, und dieß halte ich auch für besser, als abhängig von andern zu leben, da ich außerdem nicht das Mindeste habe, worauf ich borgen könnte.

S. Und wie lange sollte wohl Dein Körper stark genug seyn, durch Tagelöhner-Arbeit Dir Brod zu verdienen?

E. Warlich nicht lange.

S. Und dennoch mußt Du ja einst im hö-

heren Alter zu leben haben; für Handarbeit aber wird dann keiner Dir Lohn geben wollen.

E. Wol wahr.

S. Wäre es darum nicht besser, schon jetzt Dich solchen Geschäften zu widmen, die künftig auch dem ältern Manne hinreichende Nahrung geben; Dich an irgend einen begüterten Mann zu wenden, der eines Mitaufsehers bedarf, über dessen Geschäfte die Aufsicht zu führen, seine Vortheile gemeinschaftlich mit ihm zu fördern, sein Vermögen in Acht zu nehmen, und so Hülfe zu leisten und anzunehmen?

E. Solche Dienstbarkeit möchte ich doch schwerlich ertragen.

S. Aber die Staatsregenten und öffentlichen Geschäftsträger werden doch darum, (weil sie es sind) nicht für Menschen, die mit den Sclaven in näherer Verwandtschaft stehen, sondern für freiere und edlere Menschen gehalten.

E. Ueberhaupt, lieber Sokrates, irgend einem Andern verantwortlich zu seyn, ist mir unerträglich.

S. Und gleichwol, Eutherus, ist nicht leicht ein Geschäft zu erfinden, wofür man gar keine Verantwortung hätte. Denn schwer ist es, etwas so vollkommen zu leisten, daß man in kei-

nem Stücke fehlte, und eben so schwer, wenn man auch fehlerfrei sein Geschäft ausrichtete, dem unbilligen Richter zu entgehen. Auch in dem Stande, der Dich jetzt, wie Du sagst, nähret, möchtest Du wol nicht leicht immer vorwurfsfrei bleiben. Darum suche den Tadelsüchtigen zu meiden, und billige Richter zu erhalten; übernimm der Geschäfte so viele, als Du leisten kannst, und hüte Dich vor solchen, denen Du nicht gewachsen bist; was Du aber betreibst, das besorge mit aller möglichen Würde und Unverdrossenheit. So wirst Du, glaube ich, den wenigsten Vorwürfen ausgesetzt seyn, in Verlegenheiten bald Hülfsmittel finden, und das gemächlichste, gefahrloseste, bis zum hohen Alter zufriedenste Leben führen.

Neunter Abschnitt.

Auch weiß ich noch, daß er einmal den Kriton klagen hörte, wie beschwerlich einem Manne, der in aller Ruhe nur sein Geschäft treiben wolle, das Leben zu Athen gemacht werde. Manche, sagte K., verklagen mich jetzt vor Gericht, nicht weil sie von mir beleidigt sind, sondern weil sie glau-

ben, daß ich lieber Geld auszahlen, als Händel haben mag.

Sokrates erwiederte: Sage mir, lieber Kriton! hältst Du auch Hunde, um die Wölfe von den Schafen abhalten zu lassen?

K. Ja freilich. Denn ich habe mehr Nutzen davon, als wenn ich keine hielte.

S. Möchtest Du denn nicht auch wol einen Mann Dir halten, der vor Menschen, die Dich zu beleidigen wagten, Dich sicher zu stellen geneigt und fähig wäre?

K. Mit Vergnügen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß er sich feindlich gegen mich selbst benähme.

S. Wie? Begreifst Du denn nicht, daß es viel angenehmer ist, durch Gefälligkeit gegen einen Mann Deiner Art sich selbst nützlich zu werden, als feindlich zu verfahren? Du weißt ja, daß es hier an solchen Männern nicht fehlt, die gewiß Ehre darin suchen würden, an Dir einen Freund zu haben.

Unter andern, die sie dahin rechneten, fand sich auch Archedem, ein sehr brauchbarer Redner und Geschäftsmann, dem aber Vermögen mangelte. Denn er war nicht so eigennützig, daß er von jedermann hätte Vortheil ziehen sollen, wol

aber mochte er als sinnreicher Biedermann den Kalumnianten etwas abnehmen.

Diesem pflegte nun Kriton, wenn er Getreide, Oel, Wolle, oder Wein, und andre zu den Lebensbedürfnissen gehörende Erzeugnisse des Landes erndtete, einen Theil derselben zu geben; er lud ihn ein, wenn er geopfert hatte, und bewies ihm seine Aufmerksamkeit bey allen ähnlichen Gelegenheiten, Archedem aber, der Kriton's Haus als seinen Zufluchtsort betrachtete, wartete ihm auf mit der größten Dienstfertigkeit. Schon früh hatte er bemerkt, daß Kritons falsche Ankläger sich vieler Ungerechtigkeiten schuldig machten, und die große Zahl seiner Feinde kennen gelernt. Einen derselben lud er vor das Volksgericht, worinn ihm Leibesstrafe oder Geldbuße zuerkannt werden sollte. Nun that jener, seiner vielen Schandthaten sich bewußt, alles Mögliche, um von Archedem freygelassen zu werden (unangeklagt zu bleiben). Dieser aber entließ ihn nicht eher, als bis er den Kriton für unschuldig erklärt, und ihm Geld bezahlt hatte. — Nachdem Archedem diesen und ähnliche Beweise seiner Thätigkeit gegeben hatte, so baten den Kriton manche seiner Freunde, daß er auch ihnen den Schutz des Mannes verschaffen möchte; wie wenn ein Hirt einen

guten Hund hat, und andre, um diesen zu benutzen, ihre Heerden in seine Nähe treiben. Archedem aber war ihm hierin gern gefällig, und nicht bloß Kriton blieb in Ruhe, sondern auch seine Freunde. Und wenn einer von denen, die ihn haßten, ihm den Vorwurf machte, daß er ein besoldeter Schmeichler desselben sey, so antwortete Archedem: Ist es denn schimpflich, durch Annahme und Vergeltung der Wohlthaten braver Menschen sich ihre Freundschaft zu erwerben, mit schlechten Leuten aber in Uneinigkeit zu leben; oder durch Beleidigung wackerer und rechtschaffener Personen diese zur Freundschaft zu reizen, Bösewichter dagegen durch seinen Beistand zu Freunden zu machen; mit ihnen lieber als mit jenen umzugehen? — Seit der Zeit gehörte Archedem zu Kritons Freunden, und ward von den andern Vertrauten desselben geachtet.

Zehnter Abschnitt.

Ich erinnere mich ferner folgendes Gespräches, das er mit seinem Freunde Diodor anstellte.

S. Sage mir, Diodor, wenn Dir ein

Sclav entliefe, würdest Du darauf bedacht seyn, ihn wieder zu erhalten?

D. Allerdings. Ich würde sicher Andre sogar aufbieten, ihn wieder zu schaffen, und einen Preis für den aussetzen, der ihn zurückführte.

S. Wie aber? Wenn von Deinen Dienern einer krank wäre, würdest Du auch dann für ihn sorgen, und Aerzte zu Hülfe rufen, um ihn nicht sterben zu lassen?

D. Ja freilich.

S. Gesetzt aber, es wäre einer von Deinen Bekannten, der Dir weit größern Nutzen als irgend ein Diener leistete, in Gefahr aus Mangel umzukommen, würdest Du es nicht für Pflicht halten, seine Rettung zu besorgen? Nun weißt Du doch, daß Hermogenes nicht unerkenntlich ist; denn er würde sich schämen, wenn er Wohlthaten von Dir erhalten hätte, ohne sie vergelten zu können. Und ich glaube, daß ein Gehülfe, der willig, wohlgesinnt, treu und fähig ist, das Befohlne auszurichten, und nicht bloß ausdrücklichen Befehlen nachzuleben, sondern aus freiem Antriebe nützlich zu seyn; Vorsicht und Ueberlegung zu beweisen, viele Sclaven an Werth aufwiege. Und gute Haushälter sagen ja, man müsse, wenn etwas von bedeutendem Werthe um

ein Geringes erkauft werden könne, nicht Bedenken tragen zu kaufen. Unter den gegenwärtigen Umständen sind aber biedere Freunde sehr wohlfeil zu haben.

D. Ich finde es wahr und schön, was Du sagst, mein Sokrates! lade nur den Hermogenes ein, mich zu besuchen.

S. Nein! das werd' ich auf keinen Fall thun. Denn ich halte es weder für anständiger, ihn einzuladen, als selbst zu ihm hinzugehen, noch glaube ich, daß ihm dadurch (durch jene Unterstützung) ein größerer Vortheil als Dir verschafft werde.

Durch diese Vorstellung bewogen ging dann Diodor zum Hermogen, und machte ihn ohne vielen Kosten-Aufwand zu einem Freunde, der es sich angelegen seyn ließ, absichtlich darauf zu denken, wie er durch Wort und That dem Diodor nützlich seyn, und Freude machen könnte.

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Nun will ich aber auch zeigen, daß er in denen, die sich rühmliche Vorzüge wünschten, den Trieb, das Verlangte zu erstreben, erregte, und dadurch ein nützlicher Mann ward. Da er z. B. einmal hörte, daß Dionysodor zur Stadt gekommen wäre, und Unterricht in der Kriegskunst angekündigt hätte, sprach er so zu einem seiner Freunde, dessen Neigung, eine Feldherrn-Stelle zu bekleiden, er bemerkt hatte: Es ist doch eine Schande, junger Mann! wenn einer, der dem Staate als Feldherr dienen will, die Gelegenheit dieß zu lernen, wenn sie gleich sich ihm darbietet, versäumet. Ein solcher dürfte doch warlich mit größerem Rechte vom Staate bestraft werden, als einer, der etwa, ohne die Bildhauerkunst zu

verstehen, sich für Geld verpflichtet hätte, Bildsäulen zu machen. Denn da der ganze Staat in den Gefahren des Krieges dem Feldherrn sich anvertrauet, so müssen billig, wenn er seine Geschäfte gut verrichtet, die Belohnungen, und wenn er Fehler begeht, die Strafen groß seyn. Wie sollte darum nicht mit Recht der Mensch bestraft werden, der jene Kunst zu lernen versäumt, und dennoch gewählt zu werden trachtet?

Durch diese Reden bewog er ihn hinzugehen und zu lernen.

Als jener nach genossenem Unterrichte wiederkam, machte er sich über ihn lustig. Nicht wahr, Leute, sprach er, wie Homer den Agamemnon ehrwürdig nannte, so scheint auch dieser junge Mann, nachdem er die Kriegskunst gelernt hat, ehrwürdiger geworden zu seyn? Denn so wie einer, der die Cyther spielen gelernt hat, wenn er auch nicht grade spielt, ein Cytherspieler bleibt, und wie der Arzeneykundige, wenn er auch nicht grade heilt, dennoch Arzt bleibt: so bleibt auch dieser von jetzt an immer ein Kenner der Kriegskunst, wenn auch keiner ihn zum Feldherrn wählen sollte. Wer's aber nicht versteht, der ist weder Feldherr noch Arzt, wenn er auch von allen Menschen gewählt wäre. Nun aber

sag' uns doch, damit auch wir, wenn etwa einer von uns ein Bataillon oder ein Regiment für Dich anführte, der Kriegs-Geschäfte kundiger seyn mögen, womit machte er in der Belehrung über die Kriegskunst den Anfang? Mit eben der Lehre, erwiederte jener, womit er sie endete. Taktik, und weiter nichts, hat er mich gelehret.

S. Dies ist aber ja nur einer von den vielen Theilen der Kriegskunst. Denn ein Feldherr muß ja auch die zum Kriege erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, den Bedürfnissen der Truppen abzuhelfen verstehen; er muß erfindungsreich und betriebsam, aufmerksam, ausharrend und besonnen, nachsichtsvoll und strenge, unverstellt und listig, behutsam und verschlossen, Verschwender und Räuber, freigebig und habsüchtig seyn; bald sich zu vertheidigen suchen, bald angreifen, und noch viele andre Naturgaben und Kenntnisse muß der gute Heerführer besitzen. Rühmlich ist ihm aber auch die Kunde der Taktik. Denn sehr unterscheidet sich ein wohlgeordnetes Heer von einem nicht geordneten. Wie Steine, Ziegel, Holz und Töpfererde, ohne Ordnung durch einander geworfen, unnütz sind; dann aber, wenn die nicht faulenden und verwitternden Materialien, Steine und Lehm, unten und oben; Ziegelsteine

und Holz, wie bey der Errichtung eines Gebäudes, in die Mitte gelegt werden — ein Haus von großem Werthe entsteht. Warlich ein sehr passendes Gleichniß, erwiederte der Jüngling. Denn auch im Kriege muß man zum Vorder- und Hintertreffen die tapfersten, und in die Mitte die schlechtesten Truppen stellen, damit sie von jenen angeführt, von diesen fortgedrängt werden. — Hat er darum auch die Braven und Feigen Dich unterscheiden gelehrt, so ist dieser Unterricht nützlich: wo nicht, was nützt Dir das Gelernte? Denn es würde Dir ja z. B. unnütz seyn, wenn er Dir vorgeschrieben hätte, das schönste Silbergeräth vorn und hinten, das schlechteste in die Mitte zu stellen, ohne Dir den Unterschied des ächten und verfälschten anzugeben. — Nein, beym Zeus, war die Antwort, er hat nicht gelehrt, daß auch wir die Tapfern und Feigen unterscheiden müssen.

S. Wie? Wollen wir denn nicht untersuchen, wodurch wir sie unfehlbar unterscheiden können?

D. J. Ich wünsche es.

S. Würden wir nicht wol, wenn Geld geraubt werden sollte, die richtigste Stellung

nehmen, wenn wir die Geldgierigsten voranstellten?

D. J. Ich bin der Meynung.

S. Wie aber, wenn eine Gefahr zu bestehen wäre, müßte man dann nicht die Ehrsüchtigsten voranstellen?

D. J. (Ja freilich.) Denn diese sind es ja, die des Ruhmes wegen freiwillig sich Gefahren unterziehen. Und da Leute der Art sich nicht verstecken, sondern überall sich auszeichnen, so könnte man sie am leichtesten auswählen.

S. Hat Dir Dein Lehrer denn bloß die Stellung der Truppen, oder auch den Platz und die Ordnung, wo und in welcher man jeden Theil des Heeres benutzen müsse, gezeigt?

D. J. Kein Wort hat er davon gesagt.

S. Und doch gibt es mancherlei Fälle, in welchen man weder Stellung noch Angriff auf einerlei Weise vornehmen dürfte.

D. J. Auch dieß hat er, das kann ich betheuern, mir gar nicht erklärt.

S. So geh doch, ums Himmels willen, wieder hin, und frag' ihn noch einmal. Denn wenn er die Sache versteht, und nicht ohne Schaamgefühl ist, so wird er sich schämen, Geld

genommen, und doch arm an Kenntnissen Dich entlassen zu haben.

Zweiter Abschnitt.

Einst traf er mit einem neuerwählten Heerführer zusammen, und sprach zu ihm: Weswegen sollte wol Homer den Agamemnon einen Hirten der Völker genannt haben? Nicht wahr, deswegen, weil der Feldherr, dem Hirten gleich, der den Schafen Wohlseyn und Nahrung verschafft, ebenfalls auf die Wohlfahrt und Bedürfnisse seiner Krieger bedacht seyn, und die Erreichung der Absicht ihres Feldzuges befördern soll? Diese besteht aber darin, daß sie den Feind besiegen, und so ihren Wohlstand erhöhen. — Oder warum lobt er den Agamemnon mit folgenden Worten:

„Beides, ein biederer Fürst und muthiger
Schwinger der Lanze —?"

Nicht wahr, weil er ein muthiger Streiter genannt werden konnte, wenn er nicht bloß selbst tapfer die Feinde bekämpfte, sondern auch das ganze Heer zu gleichem Muthe anfeuerte — und ein guter Fürst, wenn er nicht bloß für seinen eig-

nen Lebensunterhalt zweckmäßig sorgte, sondern auch die Glückseligkeit der von ihm Beherrschten beförderte? Ein Fürst wird ja gewählt, nicht um nur für seine Person auf eine anständige Art zu sorgen, sondern um den Wohlstand der Wählenden zu begründen. Und alle Völker ziehen zu Felde, um ihr Lebensglück so sehr als möglich zu erhöhen; und wählen ihre Feldherrn in der Absicht, um durch sie zu diesem Glücke geführt zu werden. Dieß Glück muß also der Heerführer seinen Wahlmännern zu verschaffen suchen; und ehrenvoller als dieß Geschäft kann keines erdacht, schimpflicher als das Gegentheil nichts ersonnen werden.

Nach dieser Methode untersuchte er das Verdienst eines guten Feldherrn, und fand es ausschließend nur darin, daß er die angeführten Truppen zu höherem Wohlstande führen sollte.

Dritter Abschnitt.

Ich erinnere mich auch noch, daß er mit einem, der die Reuterei zu commandiren unternommen hatte, folgendes Gespräch anstellte.

S. Könntest Du uns wol sagen, junger

Mann, warum Du die Reuterei zu commandiren wünschtest? Doch gewiß nicht, um der Vorderste unter den Reutern zu seyn; denn diese Ehre bleibt ja den reitenden Bogenschützen, welche selbst vor dem commandirenden General herreiten.

Das ist wahr.

S. Doch auch nicht, um leicht erkannt zu werden, denn dieß ist ja ebenfalls das Loos aller Wahnsinnigen.

Auch darin hast Du recht.

S. Sondern vermuthlich darum, weil Du dem Staate eine geübtere Kavallerie zu liefern, und, wenn Reuter gebraucht werden sollen, durch Anführung derselben ihm einen Vortheil zu verschaffen hoffst?

Ja freilich.

S. Fürwahr ein schöner Zweck, wenn Du ihn wirklich machen kannst. Wenn ich nicht irre, so hast Du in dem Amte, zu welchem man Dich wählte, die Aufsicht über Rosse und Reuter.

So ist es.

S. Wohlan denn, sage mir zunächst, wie Du für bessere Pferde zu sorgen denkest?

Das ist, glaube ich, nicht meine Sache, sondern jeder muß für sein eigenes Pferd sorgen.

S. Wenn man Dir aber Pferde liefert,

die an Füßen oder Schenkeln beschädigt oder schwach sind; von welchen ein Theil so schlecht gefüttert ist, daß er nicht nachkommen kann, ein anderer so wenig abgerichtet, daß er nicht bleiben will, wo Du ihn hinstellest; noch andere so störrig sind, daß es unmöglich ist, sie in Reihe und Glied zu stellen: was wird dann die Reuterei Dir nutzen? Oder wie wirst Du, als Anführer derselben, dem Staate nützlich seyn können?

In der That Du hast Recht, und ich werde mit aller möglichen Sorgfalt auf gute Pferde bedacht seyn.

S. Wie aber, wirst Du nicht auch für bessere Reuter sorgen?

Ja freilich.

S. Zunächst also wol sie in der hurtigen Besteigung des Pferdes geübter machen?

Das muß ich ohne Zweifel: denn wenn einer von ihnen herabfallen sollte, so könnte er dadurch noch wol am leichtesten gerettet werden.

S. Und wie, wenn ein gefahrvoller Feldzug bevorstände, würdest Du dann die Krieger auf Euren gewohnten Uebungsplatz führen, oder in solchen Gegenden, die dem Vaterlande der Feinde ähnlich sind, die Uebungen vornehmen lassen?

Das Letztere wäre freilich besser.

S. Wirst Du sie auch anleiten, vom Pferde herab, so viele Feinde als möglich zu erlegen?

Auch dieß wäre allerdings nützlich.

S. Auch ihren Muth reizen, und sie gegen die Feinde erbittern, um dadurch ihre Tapferkeit zu erhöhen?

Wenn ich es bisher nicht that, so werde ich es sicher in Zukunft thun.

S. Hast Du auch auf Mittel gedacht, die Reuter Dir folgsam zu machen? Denn ohne diese Folgsamkeit könnten weder Rosse noch Reuter, und ihre Tapferkeit selbst nicht, nutzen.

Wohl wahr, aber wie könnte man sie, lieber S., dazu am leichtesten bewegen?

S. Du weißt doch ohne Zweifel, daß in jedem Falle die Menschen denen am liebsten folgsam sind, welchen sie die meiste Geschicklichkeit zutrauen. Denn in einer Krankheit befolgen sie am liebsten den Rath des Mannes, den sie für den geschicktesten Arzt halten; auf dem Schiffe sind sie dem geübtesten Steuermanne, in der Landwirthschaft dem erfahrensten Landwirthe am folgsamsten.

Allerdings.

S. Ist es darum nicht wahrscheinlich, daß

auch in Ritterübungen Andre dem Manne zu gehorchen die größte Bereitwilligkeit zeigen werden, der ihnen am besten zu wissen scheinet, was zu thun sey? —

Wenn ich also, mein Sokrates, offenbar unter ihnen der Sachkundigste bin, wird dies hinreichend seyn, sie zum Gehorsam gegen mich zu bewegen?

S. Ja, wenn Du sie überdieß noch davon überzeugst, daß Folgsamkeit gegen Dich rühmlicher, und ihrer Wohlfahrt zuträglicher (als das Gegentheil) sey.

Wie soll ich sie denn davon überzeugen?

S. Das ist doch warlich viel leichter, als wenn Du ihnen zeigen solltest, Untugend sey besser und nützlicher als Tugend.

Du behauptest also, der Anführer einer Reuterei müsse nebst andern Geschicklichkeiten sich auch die Gabe der Beredtsamkeit zu erwerben suchen?

S. Und Du meintest, man müsse stillschweigend commandiren? Hast Du etwa nicht bedacht, daß wir die schönsten Regeln der Lebenskunst nach vaterländischer Sitte ohne Ausnahme durch die Sprache gelernt haben; daß man jede andere schöne Wissenschaft durch sie nur erlernt; daß die

Lehrer der besten Künste vorzüglich der Sprache sich bedienen, und die gelehrtesten Kenner der wichtigsten Angelegenheiten zugleich die besten Sprecher sind? Oder bedachtest Du nicht, daß, wenn ein Feier-Chor, *) wie etwa der nach Delos abgehende, aus dieser Stadt errichtet wird, kein andrer ohne Ausnahme, woher er auch komme, diesem zu vergleichen ist, noch in irgend einem Staate eine so große Zahl wackerer Männer, als hier gestellet werden kann?

Es ist wahr.

S. Und dennoch unterscheiden sich die Athenienser nicht sowol durch Schönheit des Gesanges, noch durch Größe und Stärke des Körpers, als vielmehr durch einen Wetteifer um Ehre, von andern Völkern, welcher vorzüglich zu schönen und ruhmwürdigen Thaten anspornt.

Auch wahr.

S. Glaubst Du denn nicht, daß auch unsere Kavallerie, wenn man sich ihre Bildung an-

*) Von Knaben und Mädchen, die jährlich von Athen und andern griechischen Städten mit Feiergepränge, unter Anführung eines Architheors (Vorstehers der heiligen Gesandtschaft) nach Delos, zur Ehre Apollo's und der Diana gesandt wurden.

gelegen seyn ließe, aus eben dem Grunde sich sehr vor andern durch gute Beschaffenheit ihrer Waffen und Rosse, durch strenge Mannszucht, und Bereitwilligkeit der Gefahr des Krieges zu trotzen, auszeichnen würde, wenn sie glaubte, dadurch Ruhm und Ehre zu erwerben?

Es ist wahrscheinlich.

S. Zögere darum nicht, Deine Leute zu einem Betragen, von welchem Dein eigener Vortheil, und durch Dich das Glück der übrigen Bürger abhängt, zu ermuntern.

Fürwahr, ich will es versuchen.

Vierter Abschnitt.

Einst sah er den Nikomachides aus der Wahlversammlung zurückkommen, und that folgende Fragen an ihn:

S. Welche Bürger, Freund Nikom., sind zu Feldherrn erwählt?

N. Sollte man die Athener für so unerkenntlich halten, *) daß sie mich nicht gewählt

*) Eigentlich: sind nicht die Athener nun gar so unerkenntlich ꝛc.

haben; mich, der ich, seit meiner Anwerbung, in Feldzügen meine Kräfte aufrieb, Cohorten und Regimenter*) anführte, und — (hier entblößte er sich, und zeigte die Narben seiner Wunden,) so viele Wunden vom Feinde erhielt — dafür aber den Antisthenes wählten, einen Mann, der weder zu Fuße (in schwerer Rüstung) jemals einen Feldzug gethan, noch als Reuter sich durch irgend eine merkwürdige That ausgezeichnet hat, und nur die Kunst versteht, Schätze zu sammeln —?

S. Ist dieß nicht auch eine gute Kunst, da er doch fähig seyn muß, die Bedürfnisse der Krieger herbeyzuschaffen?

N. Kaufleute sind ja gleichfalls geschickte Geldhäuser, aber darum doch noch wol nicht gute Heerführer.

S. Aber Antisthenes ist auch siegbegierig, und diese Eigenschaft hat Werth im Charakter des Feldherrn. Siehst Du nicht, daß sein Chor, so oft er einen stellte, jedesmal den Sieg über alle andere davon trug?

*) Den Lochos und die Taxis. Jener war, nach unsers Autors Rechnung der vierte Theil von dieser. Man könnte das Wort durch Cohorte, oder Manipel, oder irgend ein anderes Wort von unbestimmter Bedeutung übersetzen. Die Taxis war nicht in allen Staaten gleich groß. Wie konnte es denn der Lochos seyn?

N. Es ist doch, beym Zeus, unter dem Vorsteher eines Chors und eines Kriegsheeres nicht die entfernteste Aehnlichkeit.

S. Antisthenes konnte aber, obgleich er selbst weder als Sänger noch als Chor-Director Kenntniß hatte, die fähigsten Subjekte der Art ausfindig machen.

N. Mithin wird er im Felde einige, die für ihn commandiren, andre, die an seiner Statt fechten, auffinden müssen.

S. Wenn er nun, wie bey den Wettgesängen der Chöre, so auf dem Schlachtfelde, die Fähigsten findet und auswählt; wahrscheinlich wird er dann auf diesem auch Sieger; und es ist zu vermuthen, daß er bey dem Wetteifer um Sieg mit dem ganzen Staate noch größere Kraft aufbieten werde, als wenn er durch Ausstattung des Chors eine Zunft zu übertreffen sucht.

N. Du behauptest also, der nämliche Mann, der einen Chorus richtig zu dirigiren verstehe, könne eine Armee anführen?

S. Ich behaupte, einer mag die Aufsicht haben, worüber er wolle, wenn er die Bedürfnisse (der Untergebenen) kennet, und sie herbeyzuschaffen versteht, so ist er ein guter Aufseher;

mag er nun einem Chor, oder einem Hause, einem Staate oder einem Heere vorstehen.

N. Wahrhaftig, Sokrates, nie hätte ich gedacht, aus Deinem Munde zu hören, daß gute Oekonomen zugleich gute Feldherren seyn könnten.

S. Wohlan! so laß uns untersuchen, was beide zu thun haben, um zu sehen, ob ihre Geschäfte gleichartig, oder verschieden sind.

N. Sehr gern.

S. Müssen nicht beide ihre Untergebenen zur Folgsamkeit und zum Gehorsam gegen sich gewöhnen?

N. Ja freilich.

S. Müssen nicht beide jeden zu seiner Pflicht anhalten?

N. Auch dieß ist wahr.

S. Aber auch die Schlechten züchtigen, die Braven belohnen, muß, denke ich, der Eine sowohl als der Andre.

N. Allerdings.

S. Geziemt es nicht beiden, ihre Untergebenen willfährig zu machen?

N. Auch dieß müssen sie beide.

S. Glaubst Du, daß es dem Einen, wie

dem Andern vortheilhaft sey, Gehülfen und Mitarbeiter anzuwerben, oder nicht?

N. Ja freilich.

S. Aber werden auch beide wachsam ihr vorräthiges Eigenthum in Acht nehmen müssen?

N. Ohne Zweifel.

S. Sind sie darum nicht auch beide verpflichtet, mit Sorgfalt und Emsigkeit ihre Geschäfte zu treiben?

N. Dieß Alles gilt von dem Einen, wie von dem Andern, aber nicht so die Pflicht zu kämpfen.

S. Feinde haben indeß doch wol beide?

N. Ja wol haben sie die.

S. Ist denn etwa der Sieg über sie nicht beiden vortheilhaft?

N. Ganz gewiß; aber sage mir, ohne davon weiter zu sprechen, was wird Haushaltungskunst nützen, wenn gefochten seyn muß?

S. Gerade dann ohne Zweifel am meisten. Denn der gute Haushälter, überzeugt, daß nichts vortheilhafter und einträglicher ist, als im Kampfe den Feind zu besiegen; nichts dagegen mehr Nachtheil und Unglück bringt, als eine Niederlage, wird eifrig die Werkzeuge des Sieges aufsuchen und herbeyschaffen, und mit Sorgfalt beobachten

und meiden, was Verlust verursachen könnte; unverdrossen, wenn er die Mittel des Sieges bereit sieht, den Kampf beginnen, und eben so behutsam ihn meiden, wenn er nicht gerüstet ist. — Verachte darum nicht, lieber N., die Kenner der Oekonomie; denn Verwaltung des Eigenthums unterscheidet sich nur durch den Umfang von der Staatsverwaltung, im Uebrigen hat sie manche Aehnlichkeit damit; vorzüglich aber beruht diese darauf, daß keine von beiden ohne Menschen möglich ist, noch auch öffentliche und Privat-Geschäfte durch verschiedene Menschen betrieben werden. Denn die Vorsteher öffentlicher Geschäfte bedienen sich zur Ausrichtung derselben nicht anderer Menschen, als die Verwalter des eigenen Hauswesens; und wer mit Leuten der Art umzugehen versteht, schickt sich zum öffentlichen sowol, als zum Privat-Geschäftsmanne; wer aber jene Kunst nicht besitzt, fehlt in beiderlei Geschäften.

Fünfter Abschnitt.

Einst sagte er in einem Gespräche mit Perikles, dem Sohne des weltbekannten Mannes von gleichem Namen *):

Ich hege die Hoffnung, lieber P., daß künftig unter Deiner Anführung der Staat sich tapferer, ehrliebender im Kriege zeigen, und über die Feinde siegen werde.

P. Ich wünsche, daß es wahr werden möge, was Du sagest, ehrwürdiger Sokrates! sehe aber nicht die Möglichkeit ein.

S. Ist es Dir gefällig, daß wir einmal gemeinschaftlich (discursive) untersuchen, wie es wol möglich zu machen wäre?

P. Ich bin es zufrieden.

S. Weißt Du nicht, daß die Athener an Volksmenge hinter den Böotiern gar nicht zurückstehen?

*) Dem die Athenienser nur, um den berühmten Perikles für den Verlust rechtmäßiger Söhne schadlos zu halten, oder wenigstens ihm ihre Theilnahme zu bezeugen, diesen Namen gaben; der aber in der Folge, nach einem unglücklichen Commando bey Arginusä, zum Tode verurtheilet ward.

P. Ich weiß es.

S. Glaubst Du aber, daß mehr brave und schöne Männer in Böotien als in Athen angeworben werden können?

P. Auch von solchen ist wol die Zahl der Unsrigen nicht geringer.

S. Welchem der beiden Völker trauest Du aber das meiste Wohlwollen gegen seine Mitbürger zu?

P. Den Atheniensern ohne Bedenken; denn manche Böotier hegen einen Groll gegen die Thebaner, von welchen sie übervortheilt sind. Zu Athen aber bemerke ich keine solche Stimmung der Gemüther.

S. Sie sind vielmehr von allen Griechen für Ehre und Freundschaft die empfänglichsten, und diese Empfänglichkeit ist nicht der schwächste Sporn zu gefahrvollen Unternehmungen für Ruhm und Vaterland.

P. Auch von dieser Seite kann man den Athenern keinen Vorwurf machen.

S. Und wenn wir auf der Vorfahren ruhmvolle Thaten zurückblicken wollen, so gibt es kein Volk, das größere und mehr, als die Athener, aufzuweisen hätte. Durch diese fühlen sich Manche

gehoben und aufgefordert, sich Vorzüge zu erstreben, und tapfere Helden zu werden.

H. Alles, was Du da sagest, mein Sokrates, ist freilich wahr. Du siehst doch aber, daß seit der unglücklichen Niederlage jener tausend Mann bey Lebadäa, welche Tolmidas anführte, und nach der zweiten bey Delium, unter dem Kommando des Hippokrates, der Athenienſische Ruhm in Vergleichung mit dem Böotischen gesunken, Thebens Stolz gegen Athen aber gehoben ist; so daß die Einwohner Böotiens, vorher nicht einmal in ihrem Vaterlande beherzt genug, ohne Verbindung mit den Lacedämoniern und andern Völkern des Peloponnesus, sich den Athenern im Kampfe gegenüber zu stellen, jetzt mit eigner Macht, und ohne Bundesgenossen, Attika mit einem Angriffe bedrohen; die Athener dagegen, welche vormals, da jene noch unverbündet waren, Böotien plünderten, nun die Verheerung Attika's von den Einwohnern jenes Landes befürchten.

S. Ich fühle zwar die Wahrheit Deiner Bemerkung; bin aber der Meinung, daß nun der Staat um so mehr zur Folgsamkeit gegen einen braven Anführer gestimmt sey. Denn Zuversicht erzeugt Sorglosigkeit, Leichtsinn und Un-

gehorsam; Furcht aber bildet zur Aufmerksamkeit, zum Gehorsam, zur Ordnung. Dieß magst Du abnehmen von den Seesoldaten. Wenn sie nichts zu befürchten haben, dann steigt der Mangel an Disciplin bey ihnen aufs höchste; sobald ihnen aber vor Sturm oder Feinden bange ist, erfüllen sie nicht nur alle schon gegebenen Befehle, sondern achten auch, mit der Aufmerksamkeit eines Chortänzers, schweigend auf jeden bevorstehenden Wink.

P. Fürwahr, wenn sie jetzt geneigter als je zur Folgsamkeit wären, so möchte dieß der schicklichste Zeitpunkt seyn, die Mittel anzugeben, wodurch man sie abermals zur vorigen Tapferkeit, zum alten Ruhme und Glücke aufs neue beleben könnte.

S. Nicht wahr, wenn wir wünschen, daß sie den Gütern nachstreben sollen, in deren Besitz die Andern (ihre Vorfahren) sich befanden, so möchte wol das wirksamste Aufforderungsmittel dazu die Vorstellung seyn, daß sie ihren Ahnen gehörten, und in sofern ihr erbliches Eigenthum sind; wollen wir aber den Eifer, nach dem Vorrang in der Tapferkeit zu streben, wecken; so müssen wir zeigen, daß auch dieser vom Alterthum her ihre eigenthümlichste National-Sitte

war, und daß emsiges Streben darnach sie leicht über alle Andre erheben könnte.

P. Wie müßte man sie nun darüber wol belehren?

S. Ich bin der Meinung, wenn wir die ältesten ihrer Vorfahren, deren die Geschichte erwähnt, Ihnen das Andenken zurückführen, sie werden durchs Anhören dieser Erzählung zu vorzüglichen Menschen gebildet.

P. Du verstehst wol darunter die Entscheidung des Götter-Streites, die dem Cekrops, seiner Tugend (Gerechtigkeits-Liebe) wegen, überlassen ward?

S. Ich denke dabey zugleich auch an die Erziehung und Bewirthung des Erechtheus; an den Krieg, der unter ihm gegen die Bewohner des gesammten festen Landes, ferner an jenen, der unter den Herakliden gegen die Völker des Peloponnesus geführt ward; endlich an alle unter Theseus gelieferten Schlachten, in welchen ohne Ausnahme sich jene als die vorzüglichsten Menschen ihres Zeitalters zeigten. — Und wenn Du willst, (erinnere sie auch) an die Thaten ihrer spätern, nicht lange vor uns gestorbenen, Nachkommen, die bald allein und mit eigener Kraft jene Könige bekämpften, welche über ganz Asien

und Europa bis Macedonien herrschten; die größte Macht mit dem größten Reichthum unter den Nationen der Vorzeit vereinten, und Thaten von bedeutender Wichtigkeit vollbrachten; bald aber mit den Peloponnesiern verbündet zu Wasser und zu Lande das herrschende Volk waren, und dafür denn auch als ausgezeichnete Menschen unter ihren Zeitgenossen geschildert werden.

P. Dafür erklärt man sie freilich.

S. Darum blieben sie auch, als viele Auswanderungen in Hellas sich ereigneten, in ihrem eigenen Lande; manche Völker wählten sie in streitigen Rechtsfällen zu Schiedsrichtern; und viele Andre, von Mächtigern geneckt, nahmen ihre Zuflucht zu ihnen.

P. Es ist mir doch immer ein Räthsel, wie der Staat jemals so zur Verschlimmerung sich hinneigen konnte.

S. Ich bin der Meinung, den Atheniensern ging es, wie manchen Andern, die wegen ihrer großen Ueberlegenheit und herrschenden Uebermacht in Unthätigkeit versinken, und von ihren Gegnern sich zuvorkommen lassen; eben so wurden auch jene, ihrer ausgezeichneten Vorzüge wegen, sorglos in Ansehung ihrer selbst, und verschlimmerten sich eben dadurch.

P. Durch welches Mittel könnten sie denn nun wol ihre alte Tugend wieder erwerben?

S. Dieß Mittel scheint mir gar nicht versteckt zu liegen. Vielmehr glaube ich, sie werden, wenn sie, nach vorläufiger Untersuchung der Bildungsanstalten ihrer Vorfahren, Institute von nicht geringerem Werthe anlegen, jenen im mindesten nicht nachstehen; wollen sie das nicht, so dürfen sie nur den vorzüglichsten ihrer Zeitgenossen nachahmen, mit diesen gleiche Anstalten treffen, und sich derselben auf gleiche Art zu ihrer Bildung bedienen; und sie werden warlich hinter ihnen an Vortrefflichkeit nicht zurückstehen; werden sogar, bey größerer Sorgfalt für ihre Bildung, noch bessere Menschen werden.

P. Du setzest voraus, daß schöne und biedere Sitten unserm Staate noch sehr fremd sind. Und freilich, wann werden wol die Athenienser ältern Personen mit gleicher Achtung, wie die Lacedämonier, begegnen, da sie an die Verachtung älterer Leute sich zuerst durch das Betragen gegen ihre Eltern gewöhnen? Oder wann werden sie ihren Körper so zu üben anfangen, da sie nicht nur selbst die körperliche Bildung vernachlässigen, sondern sogar über Andre, die darauf bedacht sind, sich lustig machen? Wann werden

sie, denen es zur Belustigung gereicht, ihre Obrigkeit verächtlich zu behandeln, den Oberhäuptern des Staates gleiche Folgsamkeit beweisen? Wann werden sie je zu der Eintracht gelangen, da sie, anstatt ihre gegenseitigen Vortheile gemeinschaftlich zu bewirken, einander das Widerspiel halten, und einander mehr, als Fremde, beneiden? Ganz vorzüglich groß aber ist ihre Zwietracht in den Privat- und öffentlichen Versammlungen; sie führen unter sich die meisten Processe, und wollen lieber auf diesem Wege, als durch gegenseitigen Beystand, einer vom andern Vortheil ziehen. Sie bedienen sich der Staats-Einkünfte, wie fremden Gutes, machen sich darum dieß einander streitig, und je mehr Kraft sie in diesem Streite aufbieten können, desto größer ist ihre Freude. Daraus erwächst denn zum Nachtheil des Staates die herrschende Unwissenheit und Boßheit, verbunden mit Feindschaft und Erbitterung der Bürger unter einander. Darum befürchte ich immer sehr ernstlich, daß der Republik einmal ein unerträgliches Unglück widerfahre.

S. Glaube doch ja nicht, lieber Perikles, daß die Athenienser an einem so unheilbaren Sittenverderben leiden. Siehst Du nicht, welche Ordnung in ihrem Seewesen herrschet; wie re-

gelmäßig sie in den gymnastischen Uebungen ihren Vorstehern folgsam sind, und in den Chortänzen ihren Lehrern unübertrefflichen Gehorsam leisten?

P. Dieß ist ja eben das Auffallende, daß Leute von dieser Gattung ihren Vorstehern folgsam; Fußvolk und Reuterei aber, welche doch an Adel und Anstand der Sitten die ersten der Bürger zu seyn glauben, unter allen die unbiegsamsten sind.

S. Besteht nicht, o Perikles, der Rath der Areopagiten aus den erprobtesten Bürgern?

P. Ja freilich.

S. Kennst Du irgendwo andre Männer, die mit mehr Anstand, auf eine den Sitten des Vaterlandes gemäßere, würdigere und gerechtere Art, sowol Streithändel entscheiden, als jedes andere Geschäft ausrichten?

P. Ich habe nichts an Ihnen zu tadeln.

S. Man darf also nicht muthlos die Hoffnung aufgeben, die Athener jemals zur Ordnung zu bringen.

P. Aber in militärischen Angelegenheiten, wo Mäßigung, Disciplin und Folgsamkeit doch vorzüglich nöthig sind, achten sie keine dieser Tugenden.

S. Weil vielleicht in diesem Fache Leute, die es am wenigsten verstehen, ihre Befehlshaber sind. Siehst Du nicht, daß weder den Citherspielern, Chorsängern und Tänzern, noch den Ringern und Pankratisten, *) irgend ein Unkundiger vorzustehen wagt; sondern daß ohne Ausnahme die Aufseher dieser gymnastischen Uebungen den Zeitpunkt nachweisen können, seitdem sie die Künste lernten, die ihrer Aufsicht anvertrauet sind; die meisten Feldherren dagegen im blinden Selbstvertrauen ihr Geschäft übernehmen? Freilich rechne ich Dich nicht unter die Classe dieser Menschen; ich glaube vielmehr, daß Du eben so bestimmt die Zeit angeben könnest, seit welcher Du eine Armee kommandiren lerntest, als den Anfang Deiner Uebungen in der Ringekunst. Ich bin überzeugt, daß Du manche militärische, Deinem Vater abgelernte Kunstgriffe im Gedächtnisse behalten, und aus den verschiedensten Quellen manche Hülfsmittel herbeygeschafft habest, durch welche die Erlernung der zum Feldzuge nöthigen Einsichten Dir möglich ward; setze auch voraus, Du werdest mit ängstlicher Sorgfalt darauf bedacht seyn, daß keine dem Krieger nützliche Kennt-

*) Die im Ringen und Faustkampfe zugleich sich übten.

niß unvermerkt Dir entgehe, und werdest, wenn Du einen solchen Mangel an Einsicht wahrnimmst, sachkundige Leute aufsuchen, dann aber es weder an Geschenken noch Gefälligkeiten fehlen lassen, um von ihnen zu lernen, was Du nicht weißt, und brauchbare Gehülfen zu erhalten.

P. Ich weiß wol, lieber Sokrates, Du sagst dieß nicht in der Meinung, daß ich diesen Kenntnissen nachstrebe, sondern um mir die Lehre zu geben, daß ein künftiger Feldherr alle Einsichten der Art sich zu verschaffen suchen müsse. Und auch darin bin ich völlig Deiner Meinung.

S. Dieß weißt Du doch, daß große, bis nach Böotien sich erstreckende, Gebürge vor unserm Lande hinlaufen, über welche enge und steile, von unzugänglichen Bergen rings umgürtete, Pässe ins Land führen?

P. Ja wol.

S. Aber hast Du auch gehöret, daß die Mysier und Pisidier, welche in des Königs *) Landen auf den steilsten Gebürgen wohnen, und eine leichte Rüstung tragen, durch Streifzüge dem Gebiete desselben häufigen Schaden zufügen, selbst aber in ungestörter Freiheit leben können?

*) Von Persien.

P. Auch dieß ward mir erzählt.

S. Glaubst Du denn nicht, daß auch die Athenienser, wenn sie in den Jahren der muntern Jugend, mit leichtern Waffen gerüstet, die umliegenden Berge besetzten, den Feinden gefährlich seyn, den Einwohnern des Landes aber eine mächtige Vormauer bereiten könnten?

P. Allerdings halte ich auch diese Maaßregel für sehr vortheilhaft.

S. Nun, wenn dieser Gedanke Deinen Beifall hat, so bemühe Dich ihn auszuführen, mein Bester! Denn Alles, was Du in der Art thust, wird für Dich ehrenvoll, für den Staat nützlich seyn: ist es Dir aber unmöglich, so kann der Versuch weder dem Staate zum Nachtheil, noch Dir zur Schande gereichen.

Sechster Abschnitt.

Als Glauko, Sohn des Ariston, vor dem Volke auftreten wollte, und in einem Alter von noch nicht zwanzig Jahren schon ein Staats-Amt zu bekleiden wünschte, vermochte keiner von den anwesenden Verwandten und Freunden, ihn, der schon mit Gewalt von der Rednerbühne gerissen,

und lächerlich geworden war, von seinem Vorhaben zurückzuhalten; Sokrates aber, der ihm, seines Vaters Charmides und des Plato wegen, wohlwollte, war allein dazu fähig. Er fesselte ihn nämlich, da er, anfangs in der Absicht ihn anzuhören, mit ihm zusammengetroffen war, durch folgendes Gespräch.

Lieber Glauko, sagte er, Du denkest nun auch ein Amt in unsrer Republik zu bekleiden?

G. Ja freilich, mein Sokrates.

S. In Wahrheit ein so rühmlicher Zweck, als Menschen nur immer sich wählen können! Denn ohne Zweifel wird Dich die Ausführung Deines Vorhabens in den Stand setzen, Deine eignen Wünsche zu befriedigen; Freunden nützlich zu seyn; Dein väterliches Haus emporzuheben; das Vaterland zu beglücken; Du wirst anfangs in unsrer Stadt, dann in Griechenland, vielleicht auch, wie Themistokles, im Auslande berühmt, und überall, wo Du auch seyn magst, geachtet werden.

Als Glauko dieß hörte, empfand er ein selbstgefälliges Behagen, und verweilte gern bei ihm. Dann fuhr Sokrates fort: Aber ist es nicht eben so einleuchtend, lieber Glauko, daß der Staat,

wenn Du Ehre genießen willst, Nutzen von Dir haben muß?

G. Ohne allen Zweifel.

S. Bei den Göttern, so sage mir nun unverholen, womit willst Du anfangen, Dich um den Staat verdient zu machen?

Als Glauko schwieg, und sich bedenken zu wollen schien, womit er wol anfangen müsse, sprach Sokrates weiter:

Würdest Du etwa, wie Du, um das Haus eines Freundes zu beglücken, es reicher zu machen versuchen könntest, auch den Staat zu bereichern bemüht seyn?

G. Allerdings.

S. Wird er nicht um so reicher werden, je mehr seine Einkünfte sich vervielfältigen?

G. Natürlich.

S. Sage mir doch, woraus zieht gegenwärtig die Republik ihre Einkünfte, und wie hoch belaufen sie sich? Denn natürlich wirst Du darüber nachgedacht haben, um, wenn einige derselben zu dürftig seyn sollten, sie reichhaltiger zu machen; andre, wenn sie versäumet werden, wieder herzustellen.

G. Bei Gott, daran hab' ich noch gar nicht gedacht.

S. Aber, wenn Du dieß nicht bedacht hast, so nenne mir wenigstens die Ausgaben des Staates; denn ohne Zweifel denkest Du die überflüssigen aufzuheben.

G. Wahrhaftig, dieser Untersuchung habe ich meine Zeit eben so wenig gewidmet.

S. Wollen wir darum nicht lieber die Bereicherung des Staates noch aufschieben: denn wie wäre es möglich, daß ein Mann, der weder Ausgaben noch Einnahmen kennet, darauf bedacht seyn könnte?

G. Aber es ist doch möglich, Sokrates, auch durch Feindes-Güter den Staat zu bereichern.

S. Allerdings ist dieß ein vorzügliches Mittel für den, der die Feinde besiegt; wer aber unterliegt, kann auch wol das Seine dazu verlieren.

G. Es ist wahr.

S. Darum muß ein Mann, der uns anrathen will, gegen welche Völker wir Krieg zu führen wagen dürfen, sowol die Macht des Staates als der Feinde kennen, damit er, wenn die erstere überlegen ist, zum Kriege; wenn sie schwächer als die feindliche ist, zur Behutsamkeit rathen könne.

G. Deine Bemerkung ist richtig.

S. Zuvörderst gib mir nun die Stärke unsrer Land- und Seemacht, und darauf die feindliche an.

G. Ja, das kann ich, beim Zeus Dir nicht so gleich vom Munde weg sagen.

S. Aber bringe doch, wenn Du es aufgeschrieben hast, das Verzeichniß davon; denn mit Vergnügen würd' ich es hören.

G. Beim Zeus, ich hab' es auch nicht einmal aufgeschrieben.

S. Auch über den Krieg werden wir also fürerst unsre Berathschlagung noch aussetzen. Denn vielleicht hast Du, wegen der Wichtigkeit dieses Gegenstandes, im Anfange Deiner politischen Thätigkeit, noch nicht über ihn nachgedacht. Allein um die Besatzung des Landes, das weiß ich, hast Du Dich sicher bekümmert; Du weißt, wie viele Besatzungen nöthig, oder überflüssig sind; wie viele Truppen dazu hinreichen, oder nicht; und wirst den Rath geben, daß man die nöthigen verstärke, die überflüssigen aufhebe.

G. Wahrhaftig für die Aufhebung **aller** würde ich stimmen, weil sie ihre Wachen so schlecht halten, daß sogar die Landes-Produkte darunter leiden.

S. Wenn man aber die Wachen aufhöbe, würde dann nicht jeder nach seinem Belieben

rauben können? Allein woher weißt Du denn, daß sie sich schlecht halten; bist Du etwa persönlich hingereiset, und hast die Sache untersuchet?

G. Ich vermuthe es nur.

S. Wir werden also auch darüber erst dann Rath geben können, wenn wir nicht mehr Vermuthungen hegen, sondern Sachkunde haben.

G. Vielleicht geht es dann besser.

S. Die Silberbergwerke, weiß ich, hast Du nicht besucht, um sagen zu können, warum sie jetzt weniger als vormals ergiebig sind.

G. Nein! da bin ich ja nicht gewesen.

S. Die Gegend *) soll auch in der That ungesund seyn; und dieß wird Dich, wenn man darüber Deinen Rath verlangen möchte, hinreichend entschuldigen.

G. Ich will sehen **).

S. Aber gewiß hast Du doch nicht zu berechnen versäumet, sondern genau überlegt, auf wie lange Zeit das Getreide des Landes zur Versorgung der Stadt hinreiche, und wie viel man jährlich bedürfe; damit jene nicht, ohne Dein

*) das Innere der Bergwerke.

** d. h. ich will mich bedenken, was ich zu thun habe, ob ich hinreisen, oder diese Entschuldigung vorbringen solle.

Vorwissen, in Mangel gerathe, sondern Du vielmehr, als ein wohlunterrichteter, in den nothwendigsten Angelegenheiten sie durch Rath unterstützen und retten könnest.

G. Wenn man auch auf solche Dinge bedacht seyn muß, so ist das Amt, von dem Du redest, überaus schwierig.

S. Und doch kann man fürwahr nicht einmal seinem eigenen Hause mit Würde vorstehen, wenn man nicht alle Bedürfnisse desselben kennet, und mit Sorgfalt sie alle befriediget. Weil aber der Staat aus mehr als zehntausend Häusern besteht, so ist es allerdings schwer, so viele Familien zugleich zu versorgen. Warum machtest Du nicht zunächst den Versuch, dem Hause Deines Oheims aufzuhelfen? Es bedarf ja der Unterstützung. Gelingt es Dir mit diesem, so magst Du auch mehrern zu helfen versuchen; kannst Du aber nicht einem beistehen: wie wird es mit vielen Dir möglich seyn? Kann einer z. B. nicht ein Talent tragen: wie einleuchtend ist es dann, daß er mehrere zu tragen nicht einmal versuchen müsse?

G. Ich würde ja auch wol der Familie meines Oheims aufhelfen, wenn er mir folgsam seyn wollte.

S. Und Du, dem es unmöglich ist, seinen

Oheim zur Folgsamkeit zu bewegen, bildest Dir ein, alle Athenienser mit ihm nach Deinem Willen lenken zu können? Hüte Dich, Freund Glauko, indem Du der Ehre nachstrebest, auf das Gegentheil zu treffen. Siehst Du etwa nicht ein, wie mißlich es ist, von Geschäften, die man nicht versteht, reden, oder sie betreiben zu wollen? Denke nur an andere Leute zurück, von welchen Du weißt, daß sie von nicht verstandenen Dingen mitsprechen, und Geschäfte, die sie nicht kennen, betreiben; und frage Dich, ob sie dadurch mehr Lob, oder Tadel, mehr Bewunderung oder Verachtung sich zuziehen. Erinnere Dich aber auch derer, die da verstehen, was sie sagen und thun, und ich glaube, Du wirst finden, daß in jedem Fache die Geachteten und Bewunderten zur Klasse der sachkundigsten Menschen; die Uebelberüchtigten und Verachteten aber zu den unwissendsten gehören. Willst Du darum im Staate geachtet und bewundert werden, so suche die größtmögliche Sachkunde von den Geschäften, die Du treiben willst, Dir zu erwerben. Denn, sobald Du, dadurch ausgezeichnet vor andern, den Staatsgeschäften Dich widmest, so werde ich mich nicht wundern, wenn Du auf einem sehr leichten Wege zum Ziel Deiner Wünsche gelangest.

Siebenter Abschnitt.

Als er den Charmides, Sohn des Glauko, erblickte, der zwar ein achtungswürdiger Mann, und weit fähiger als die damaligen Staatsbeamten, aber zu schüchtern war, als daß er vor dem Volke hätte auftreten und Geschäfte der Republik betreiben mögen, sprach er zu ihm:

Sage mir doch, lieber Charmides, wofür würdest Du den Mann halten, der, wenn er fähig wäre, den Sieges-Kranz zu erkämpfen, und dadurch sowol sich selbst Ehre, als seiner Vaterstadt ein größeres Ansehen in Griechenland zu verschaffen, sich zu keinem Kampfe verstehen wollte?

C. Ohne Zweifel für einen feigherzigen Weichling.

S. Wenn aber jemand, bei der Fähigkeit, durch Verwaltung öffentlicher Geschäfte dem Staate Reichthum und Macht; sich selbst aber Ehre zu verschaffen, sie zu übernehmen Bedenken trüge, würde er dann nicht mit eben dem Rechte für feige gehalten werden?

C. Ja freilich. Aber wozu an mich diese Frage?

S. Weil ich glaube, daß Du, obgleich es Dir nicht an Fähigkeit fehlet, Dich jenen Geschäften, und noch dazu solchen, woran Du als Bürger nothwendig Theil nehmen mußt, zu unterziehen Bedenken trägst.

C. Bei welchem Geschäfte aber hast Du das Maaß meiner Kraft kennen gelernt, um mir so etwas vorzuwerfen?

S. In den Gesellschaften, worin Du mit öffentlichen Geschäftsmännern zusammentriffst: denn ich bemerke, daß Du ihnen, wenn sie Dich an ihren Entwürfen Theil nehmen lassen, guten Rath gibst; und daß Dein Tadel gegründet ist, wenn sie einen Fehltritt begehen.

C. Es ist auch ein ganz Anderes, lieber Sokrates, in Privat-Gesellschaften ein Wort mitsprechen, als unter der Volksmenge die Gegner bekämpfen.

S. Und doch kann der geübte Rechner eben so gut unter vielen als allein rechnen; und wer daheim am besten die Cither spielet, behauptet auch unter vielen den Vorzug.

C. Weißt Du denn nicht, daß Schaam und Furcht dem Menschen natürlich sind, und unter vielen Leuten ihn weit eher als in Privat-Gesellschaften anwandeln?

S. Und gleichwol will ich Dir zeigen, daß es weder die einsichtsvollsten sind, gegen welche Du blode, noch die stärksten, vor welchen Du furchtsam bist; daß Du vielmehr vor den unwissendsten und schwächsten Menschen zu reden Bedenken trägst. Denn sind es unter ihnen die Walker, die Du fürchtest, oder die Schuster; die Zimmerleute, oder die Schmiede; die Landwirthe, oder Kaufleute, oder die Krämer, welche auf dem Markte Umsatz treiben, und das wohlfeil Eingekaufte theuer zu verkaufen bedacht sind? Aus lauter solchen Leuten besteht ja die Volks-Versammlung. Wie? Gleicht nicht Dein Verfahren ganz dem Betragen eines Menschen, der unter den Geübten Meister ist, und doch vor Ignoranten sich fürchtet? Denn ist es nicht wahr, daß Du mit den ersten Männern im Staate, (von welchen doch manche Dich geringschätzen,) mit Leichtigkeit Dich unterredest; daß Du sie, deren eigentliches Geschäft die Politik ist, weit übertriffst; und dennoch unter Leuten, die weder über Staatssachen gedacht, noch Dich verachtet haben, als Sprecher aufzutreten Bedenken trägst, aus Furcht lächerlich zu werden?

C. Aber wie? Meinest Du nicht, daß die

Mitglieder der Volks-Versammlung oft den guten Redner verlachen?

S. Ja, das thun aber auch die vorhin genannten. Darum wundre ich mich eben, daß Du jene, sobald sie dieß thun, leicht in ihre Grenzen zurückweisen kannst, und mit diesen auf keine Weise umgehen zu können glaubst. Mein guter! Verkenne Dich selbst nicht, und hüte Dich vor dem Fehler, in welchen die Mehrsten verfallen! Denn der große Haufe der Menschen richtet, indem er mit Neugier die Thaten Andrer beobachtet, den forschenden Blick nicht auf sich selbst. Unterlaß darum nicht im zagenden Unmuth diese Untersuchung; richte vielmehr eine angestrengte Aufmerksamkeit auf Dich selbst; versäume nicht die Angelegenheiten des Staates, wenn's irgend möglich ist, daß er durch Dich zu höherem Glücke gelange. Denn ist dieser im Wohlstande, so werden nicht bloß die andern Bürger, sondern auch Deine Freunde, und Du selbst, nicht wenig dadurch gewinnen.

Achter Abschnitt.

Als Aristipp den Sokrates der Unwahrheit zu überführen suchte, wie er selbst schon früher von

diesem eines Irrthums überwiesen war; antwortete ihm der Letztere, weil er seinen Schülern nützlich zu werden wünschte, nicht in der zweideutigen Sprache derer, welche sich vor jeder möglichen Mißdeutung ängstlich in Acht nehmen, sondern so, daß sie dadurch völlig überzeugt, und zur Erfüllung ihrer Pflichten angereizet würden. Jener fragte ihn nämlich, ob er irgend etwas kenne, das gut genannt zu werden verdiene, um, wenn er als solches etwa Speisen, oder Getränke, Geld oder Gesundheit, Leibesstärke oder Kühnheit anführte, ihm zu zeigen, daß dieß auch zuweilen nachtheilig sey. Dieser aber bedachte wol, daß wir bei den Unannehmlichkeiten (des Lebens) eines Gegenmittels bedürfen, und antwortete ihm auf eine Art, die seinem Zwecke die angemessenste war.

Du fragst mich also, sprach er, ob ich ein gutes Mittel gegen die Fieberhitze kenne?

A. Nein, das will ich nicht wissen.

S. Aber vielleicht gegen triefende Augen?

A. Auch das nicht.

S. Etwa gegen den Hunger?

A. Auch nicht gegen den Hunger.

S. Nun, wenn Du mich fragst, ob ich etwas Gutes kenne, was zu nichts gut ist, so ge-

stehe ich freilich, daß ich ein solches weder kenne, noch seiner bedarf. —

Aristipp fragte ihn ferner, ob er etwas Schönes kenne, und Sokrates antwortete: Ja freilich sind mir viele schöne und zweckmäßige *) Gegenstände bekannt.

A. Sind sie denn alle einander ähnlich?

S. Es ist ja wol möglich, daß manche sich einander sehr ungleich sind.

A. Wie könnte das dem Schönen Unähnliche wol schön seyn?

S. Es ist doch wahrhaftig einem schönen

*) Hier verstanden entweder Sokrates und sein Biograph den Aristipp nicht, oder sie wollten ihn nicht verstehen. Aristipp fragt nach dem absolut Guten: Sokrates will immer wissen, wozu es gut sey, meint also immer das relativ-Gute, und verwechselt zwei durchaus verschiedene Begriffe, die in der Sittenlehre von bekannter Wichtigkeit sind. Aristipp, um der Hauptsache durch eine andere Frage näher zu kommen, fragt weiter: Was ist an sich schön? Und da das Wort καλος zugleich zweckmäßig heißt (ungefähr wie der gemeine Mann bei uns von einem schönen Gerichte oder Getränke spricht) so faßt Sokrates, gar nicht geneigt, sich in solche Spekulazion einzulassen, diesen Begriff auf, der deswegen, wenn wir ihn nicht Unsinn sagen lassen wollen, in der Uebersetzung mit ausgedrückt werden mußte.

A. d. U.

Läufer *) der schöne Ringer sehr unähnlich. Eben so hat auch ein Schild, der zum Vorhalten beim Angriffe sehr brauchbar ist, nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einem zu weiter und schneller Bewegung gemachten Wurfspieße.

A. Deine Antwort fällt eben so aus, als da ich Dich fragte, ob Du etwas Gutes anzugeben wüßtest.

S. Du bist also der Meinung, ein Anderes sey das Gute, ein Anderes das Schöne? Weißt Du nicht, daß in gleicher Beziehung alles Schöne auch gut sey? Denn einmal ist die Tugend nicht in einer Rücksicht gut, in einer andern schön; ferner werden auch Menschen aus einerlei Grunde und in gleicher Beziehung schön und gut genannt; **) eben so ist es mit den menschlichen Körpern, und gleiche Bewandtniß hat es mit allen andern Dingen, deren sich Menschen bedienen; sie werden schön und gut genannt,

*) Das heißt, nach Sokrates falscher Auslegung, einem geübten Läufer.

**) Nicht so in unserer Sprache, wol in der Griechischen, wo einerlei Wort körperliche und sittliche Schönheit, sowol als Zweckmäßigkeit bedeutet. Der Gedanke ist offenbar unrichtig.

in Beziehung auf die Zwecke, wozu sie brauchbar sind. *)

A. Ist denn auch ein Korb, worin Mist getragen wird, schön?

S. Wahrhaftig auch ein goldener Schild würde (mit ihm verglichen) häßlich seyn, wenn jener zu seinem Zwecke brauchbar wäre, dieser dem seinigen nicht entspräche.

A. Du behauptest also ein und derselbe Gegenstand sey schön und häßlich?

S. Ja freilich, und beim Zeus auch gut und schlecht; denn oft ist etwas gegen den Hunger gut, und nachtheilig bei der Fieberhitze, so wie das gute Gegenmittel des Fiebers beim Hunger untauglich ist; manches ist ein schönes Mittel zum Wettlauf, beim Ringen ein Hinderniß, und umgekehrt. Denn alles ist gut und schön in Rücksicht auf das, wozu es brauchbar ist; schlecht und häßlich in Beziehung auf Unbrauchbarkeit.

Indem er nun unter schönen Häusern zu-

*) Hätte X. das Unrichtige dieser Behauptung gefühlt, er würde dem Aristipp vielleicht keine hämische Absicht zugetraut haben. Von einer Zweckmäßigkeit ohne mechanischen Zweck, die bloß das freie Spiel der Phantasie veranlaßt, ohne es nothwendig zu erzeugen, hatte S. keinen Begriff.

gleich bequeme verstand, zeigte er auf folgende Art, wie man bauen müsse. Wenn jemand, sagte er, ein nützliches Haus haben will, muß er dann darauf bedacht seyn, daß es sich recht angenehm und bequem darin wohnen lasse? Bejahte man dieß, so fragte er weiter: Ist es nicht angenehm, im Sommer ein kühles, im Winter ein warmes zu haben? Gab man auch dieß zu, so fuhr er fort: Scheint nicht in den gegen Mittag liegenden Wohnungen die Sonne des Winters ins Zimmer hinein; und gewährt sie nicht im Sommer, während sie über unsere Scheitel und die Speisezimmer emporsteigt, Schatten?

Nun, wenn dem so ist, so muß man die Gebäude an der Mittags-Seite erhöhen, damit die Winter-Sonne nicht abgehalten werde, gegen Mitternacht aber sie niedriger bauen, damit nicht kalte Winde darauf stoßen. Kurz die Wohnung, wohin man zu jeder Jahres-Zeit die angenehmste Zuflucht nehmen, und worin man sein Vermögen am sichersten niederlegen könnte, würde den Namen der angenehmsten und schönsten verdienen. Gemälde aber und Farben-Zierrath nehmen uns mehr Freude als sie gewähren. Für Tempel und Altäre, setzte er hinzu, schicke sich am besten ein Platz, der im hellsten Lichte gelegen, und am we-

nigsten betreten wäre. Denn angenehm sey es, im Angesichte der Götter zu beten, angenehm auch, in reinlichem Anzuge sich ihnen zu nahen.

Neunter Abschnitt.

Als er ein andermal gefragt ward, ob die Tapferkeit eine durch Unterricht uns mitgetheilte Eigenschaft, oder eine Gabe der Natur wäre, erwiederte er:

Ich glaube, wie von Natur ein Körper gegen Mühseligkeiten unempfindlicher als ein anderer ist, eben so hat auch ein Geist von Natur mehr Kraft, der Gefahr zu widerstehen, als ein anderer. Denn ich sehe, daß Leute, die unter gleichen Sitten und Gebräuchen erzogen sind, doch in Ansehung der Kühnheit sich sehr von einander unterscheiden. Dennoch bin ich der Meinung, daß der ganze Charakter durch Bildung und absichtliche Gewöhnung zur Tapferkeit gewinnen könne. Denn offenbar würden die Scythen und Thracier sich sonst nicht unterstehen, mit Schild und Lanze die Lacedämonier zu bekämpfen, und eben so wenig diese mit kleinerm Schilde und Wurfspieße den Thraciern, noch mit dem Bogen

den Scythen im Kampfe sich gegenüber zu stellen. Ich bemerke aber, daß die Menschen nicht bloß, wie in jeder Hinsicht, so auch in Ansehung ihres natürlichen Charakters verschieden sind, sondern auch durch sorgfältige Bildung diesen Unterschied noch sehr erhöhen. Daraus sieht man offenbar, daß alle Menschen, sowol die talentvolleren als stumpfsinnigen, jede Geschicklichkeit, die sie in einem gewissen Grade der Vollkommenheit zu besitzen wünschen, erlernen, und durch Uebung sich erwerben müssen. Weisheit und Mäßigung unterschied er nicht, sondern erklärte den, der das Schöne und Gute mit Einsicht befolgte, und alles Unanständige aus Ueberzeugung vermiede, für einen Weisen und Mäßigen. Auf die Frage, ob er Leute, die zwar wüßten, was sie zu thun hätten, aber das Gegentheil thäten, für weise und mäßig hielte, antwortete er: Im Gegentheil, vielmehr sind sie unweise und unenthaltsam zu nennen. Denn ich glaube, daß jeder unter den möglichen Arten des Verhaltens diejenige wählt, von der er sich den größten Vortheil verspricht, und diese befolget; und halte deswegen Menschen, die unrecht handeln, weder für weise noch für fähig, sich selbst zu beherrschen. *) Auch Ge-

*) Daß der gute Sokrates hier abermals in einen psycholo-

rechtigkeit und jede andere Tugend erklärte er für Weisheit. Denn gerechte und tugendhafte Handlungen jeder Art wären schön und gut zu nennen; und wer davon Kenntniß hätte, könnte ihnen unmöglich irgend etwas Anderes vorziehen; eben so wenig könne der Unkundige sie ausüben, er müsse vielmehr, wenn er auch den Versuch mache, Fehler begehen. Schöne und gute Thaten würden daher von weisen Menschen vollbracht; der Unweise sey nicht fähig dazu, sondern müsse selbst beim Versuche Fehltritte begehen. Da nun gerechte sowol als andere schöne und gute Handlungen ohne Ausnahme die Frucht der Tugend wären, so sey offenbar auch Gerechtigkeit und jede andere Tugend Weisheit. Die Tollheit war ihm das Gegentheil der Weisheit; doch erklärte er Unwissenheit nicht für gleichbedeutend mit jener. Aber Mangel an Selbstkenntniß; der Wahn und die leere Einbildung etwas zu verstehen, was man nicht wisse, war nach seiner Meinung mit

gisch-moralischen Irrthum verfalle, darf wol kaum erinnert werden. Wenn auch der Mensch von der künftigen Schädlichkeit gewisser Handlungen auf das lebendigste überzeugt ist, so kann dennoch die nähere Befriedigung eines Naturtriebes und die lockende Sinnenlust jener Ueberzeugung den Einfluß auf sein Betragen rauben. Denn des Herrn Willen wissen und ihn thun sind bekanntlich zwei ganz verschiedene Dinge.

der Tollheit nahe verwandt. Denn der gemeine Sprachgebrauch schreibe Leuten, die in solchen Dingen fehlten, welche den meisten unbekannt wären, keine Tollheit zu, wol aber denen, die in allgemein bekannten Sachen Fehltritte begingen. Wenn z. B. jemand sich einbildete so groß zu seyn, daß er beim Durchgange durch die Thore der Stadt sich bückte, und so stark, daß er den Versuch machte Häuser aufzuheben, oder irgend etwas anderes unternähme, was jedermann als unmöglich bekannt ist, so erkläre man ihn für toll; wer dagegen eines kleinen Versehens sich schuldig mache, werde von den meisten nicht für verrückt gehalten, sondern, wie man heftiges Verlangen Leidenschaft nenne, so bezeichne man auch einen hohen Grad von Unsinn mit dem Worte Tollheit. — Bei seinen Betrachtungen über die Natur der Mißgunst fand er, daß sie zwar eine Art der Traurigkeit sey, die aber nicht durch das Unglück der Freunde, noch durch der Feinde Glück veranlaßt werde, sondern nur die erklärte er für mißgünstig, welche durch die Wohlfahrt ihrer Freunde mit Betrübniß erfüllt würden. Wenn aber manche verwundernd fragten, ob wol jemand, der einen Andern liebte, über das Glück desselben traurig werden könnte, so bemerkte er, daß

viele gegen andere Menschen in einer solchen Stimmung wären, daß sie beim Unglücke derselben sie nicht vernachlässigen könnten, sondern im Leiden ihnen Hülfe gewährten, über ihr Glück aber traurig würden. Einem vernünftigen Manne wiederfahre dieß freilich nicht, wol aber sey es der Fall bei den Einfältigen.

In seinen Untersuchungen über die Muße bemerkte er, daß zwar die Meisten mit Etwas beschäftigt wären; denn auch Hazardspieler und Possenreißer thäten doch Etwas; beide aber wären Müssigänger; denn sie könnten sich etwas Besseres zu thun machen. Von bessern Beschäftigungen zu schlechtern überzugehen, sey für Niemanden eine erlaubte Anwendung der Muße; wenn er es aber thue, während ein Geschäft ihm obliege, so sey es Sünde.

Könige und Regenten waren nach seiner Erklärung nicht diejenigen, welche den Scepter führten, noch die vom Volkshaufen Erwählten, noch solche, die durchs Loos, oder durch Gewalt, oder durch Betrug dazu gelangt wären, sondern die zu regieren verständen. Denn wenn man ihm zugab, daß es die Pflicht des Regenten sey, Verhaltungsbefehle zu geben; die des Unterthanen zu gehorchen, so zeigte er ferner, daß im

Schiffe der sachverständige Steuermann Regent sey, der Schiffs-Patron aber, und das ganze Schiffs-Volk jenem Verständigen gehorchen; daß eben so beim Landbaue die Gutsbesitzer; in einer Krankheit die Patienten; bei körperlichen Uebungen die Gymnasiasten, und alle andere Menschen, in jeder Angelegenheit, welche Aufmerksamkeit und Nachdenken erfordert, zwar wenn sie die Sache zu verstehen glauben, sich selbstthätig beweisen, im Gegentheil aber den Kennern nicht bloß, wenn sie zugegen sind, Folge leisten, sondern sie sogar aus der Fremde herüber kommen lassen, um durch Folgsamkeit gegen sie ihre Pflichten zu erfüllen. In einer Wollen-Fabrik, setzte er hinzu, hätten die Weiber das Regiment über die Männer, weil jene die Kunst, in Wolle zu arbeiten, verständen, diese darin unbewandert wären. Wendete jemand dagegen ein, daß es doch dem Alleinherrscher erlaubt sey, denen, die guten Rath ertheilten, nicht zu folgen, so erwiederte er: wie könnte ihm dieß wol erlaubt seyn, da immer ein Nachtheil den bedrohet, der einem vernünftigen Rathgeber nicht folgsam ist? Denn wer diesem nicht gehorchet, wird ohne Zweifel in dem Geschäfte, worauf sich jener Rath bezieht, einen Fehler begehen, dieß Versehen aber wird

Nachtheil zur Folge haben. Antwortete nun jemand, dem Tirannen sey es unverwehrt, den verständigen Mann sogar hinzurichten, so fragte er: Glaubst Du denn, daß ein Mensch, der seine besten Gehülfen aus dem Wege schafft, ungestraft bleibe, oder nur geringen Nachtheil sich zuziehe? Meinst Du etwa, daß ein solcher vor dem Untergange mehr gesichert sey, oder sollte er dadurch wol am schnellsten sich ins Verderben stürzen? — Als einer ihn fragte, welcher Zweck des Menschen ihm der wichtigste zu seyn schiene, gab er zur Antwort: Das Bestreben gut zu handeln. Auf die Frage eines Andern, ob er auch Glück für einen Lebenszweck hielte, erwiederte er: Glück und ein zweckmäßiges Verhalten scheinen mir im Widerspruche zu stehen: denn ich verstehe unter jenem das zufällige Antreffen eines Gutes, das man nicht suchte; unter diesem aber ein Wohlverhalten nach vorhergegangener Uebung und Bildung; und Menschen, die dieß zum Zwecke ihres Strebens machen, sind es, die sich wohl verhalten.

Für die Besten und Gottgefälligsten erklärte er solche, die als Landleute die Landwirthschaft, als Aerzte die Heilkunde, als Staatsmänner die Staatsgeschäfte auf das zweckmäßigste betrieben:

wer aber gar nicht auf eine wohlthätige Art wirksam wäre, sey weder nützlich noch gottgefällig.

Zehnter Abschnitt.

Aber auch dann, wann er mit kunstverständigen Leuten, die des Broderwerbs wegen eine Kunst übten, sich unterredete, war er selbst dieser Menschenklasse nützlich. Einst ging er zum Beispiel zum Maler Parrhasius, und in einem Gespräche mit ihm sagte er: Die Malerei, lieber Parrhasius, ist doch die Abbildung sichtbarer Gegenstände? Ihr stellt also durch Hülfe der Farben das Tiefe und das Erhobene, das Dunkle wie das Helle, das Harte und Weiche, das Rauhe und Glatte, junge und alte Körper ähnlich dar.

P. Deine Bemerkung ist richtig.

S. Und weil es nicht leicht ist, einen Menschen zu treffen, an welchem alle Körpertheile fehlerfrei wären, so gebt ihr doch durch Vergleichung schöner Gestalten unter einander, und durch Vereinigung der schönsten Züge eines jeden zu einem Ganzen allen Theilen des Körpers ein schönes Ansehen?

P. Ja, so machen wir es.

S. Wie aber? Stellt ihr denn auch das Leben bis zur Täuschung; die holdeste Freundschaft, Sehnsucht und Liebe erweckende Stimmung der Seele durch Nachahmung dar? Oder ist dieß unnachahmlich?

P. Wie könnte etwas nachgebildet werden, das weder Ebenmaaß, noch Farbe, noch irgend eine der eben von Dir erwähnten Eigenschaften hat, auch überhaupt nicht sichtbar ist?

S. Ist es denn nicht wol einmal der Fall beim Menschen, daß er freundlich oder feindlich Andre anblicket?

P. So scheint es mir.

S. Kann nun dieß nicht im Auge durch Nachahmung dargestellet werden?

P. Ja freilich.

S. Scheinet ferner bei günstigen und widrigen Schicksalen der Freunde das Gesicht der dabei interessirten Personen gleiche Züge mit dem Antlitz derer zu haben, die sich nicht darum bekümmern?

P. Nein, warlich nicht! Beim Glücke werden sie heiter, beim Unglücke finster.

S. Ist es denn nicht möglich, auch dieß abzubilden?

P. Allerdings.

S. Aber auch die Würde und Freiheit, so wie das Niedrige und Unedle, die Mäßigung und gesunde Vernunft, so wie der Uebermuth und Mangel an Schönheitssinn, leuchtet sowol aus dem Gesichte, als aus den Gebehrden der Menschen, sie mögen stehen oder sich bewegen, hervor.

P. Es ist wahr.

S. Kann man auch dieß nachbilden?

P. Warum nicht?

S. Sollten nun wol die Menschen lieber solche Gemälde sehen, aus welchen der schöne, gute und liebenswürdige Charakter hervorblickt, oder solche, die den schändlichen, bösen und gehässigen verrathen?

P. Beim Zeus, weit lieber jene als diese. —

Ein andermal besuchte er den Bildhauer Kliton, und sprach zu ihm:

Daß Du, mein Freund Kliton, mancherlei Läufer, Fechter, Faustkämpfer und Pankratiasten *) bildest, das sehe ich, und bezweifle es nicht: wie aber schaffst Du an Deinen Bildsäulen jenes täuschende Leben, was durch den An-

*) Die das Ringen (Fechten) oder die παλη mit dem Faustkampfe (πυκτικη τεχνη, pugilatus) verbanden; unter andern Kunststücken auch dieß machten, daß sie die Beine unterschlugen, und sich am Halse würgten.

blick die tiefste Rührung im menschlichen Gemüthe veranlaßt? — Als aber Kliton verlegen ward, und nicht gleich zu antworten wußte, fuhr er fort:

Gibst Du ihnen etwa dadurch, daß Du dein Kunstwerk lebenden Gestalten nachbildest, leichter den scheinbaren Ausdruck des Lebens?

K. Ja wol.

S. Nicht wahr, durch Nachbildung dessen, was während der Haltung des Körpers gesenkt und gehoben, zusammengedrückt und auseinandergezogen, gespannt und schlaff ist, verähnlichest Du sie wirklichen Personen, und gibst ihnen ein täuschenderes Ansehen?

K. Allerdings.

S. Gewährt nicht aber auch die nachahmende Darstellung der Affecten solcher Personen, die in einer Handlung begriffen sind, dem Anschauenden ein gewisses Vergnügen?

K. Das ist wol natürlich.

S. Müssen denn nicht auch die drohenden Blicke der Streitenden, und das Antlitz der fröhlichen Sieger nachgebildet werden?

K. Ganz gewiß.

S. Der Bildhauer muß folglich auch die Bewegungen *) der Seele in der Form versinnlichen. —

*) eigentlich die Thätigkeit der S.

Da er beim Panzermacher **Pistias** eingekehrt war, und dieser ihm wohlgearbeitete Panzer zeigte, sagte er:

Warlich, es ist doch eine schöne Erfindung, lieber Pistias, mit dem Panzer die Theile des menschlichen Körpers, die einer Bedeckung bedürfen, zu decken, ohne den freien Gebrauch der Hände zu hindern. Aber nun sage mir doch, lieber Pistias, warum setzest Du Deine Panzer theurer ab, als Andre, da Du doch weder stärkere noch prächtigere verfertigest?

P. Weil ich mehr Proportion hineinbringe. *)

S. Wodurch bringest Du diese Proportion, um derentwillen der höhere Preis angesetzt wird, hervor? Durchs Maaß oder durchs Gewicht? **) Denn Du wirst sie doch, denke ich, nicht alle einander gleich, oder ähnlich machen, wenn Du sie anders anpassend machest?

P. Ja warlich, so mache ich sie; denn ohne dieß wäre ein Panzer nichts werth.

S. Nicht wahr, manche menschliche Körper

*) Diese Weitläuftigkeit wird der verständige Leser in Rücksicht auf das folgende Wort ῥυθμος nothwendig finden. Sonst könnte man kürzer sagen: weil ich sie passender mache.

**) Das vielsagende Wort Rhythmus bezieht sich auf Zeit, Maaß, Gewicht und Bewegung.

sind wohl proporzionirt, andern fehlt es an Ebenmaaß?

P. Ohne Zweifel.

S. Wie gibst Du nun einem Panzer, der dem nicht proporzionirten Körper anpaßt, Proporzion?

P. Eben dadurch, daß ich ihn anpassend mache. *) Denn der passende ist proporzionirt.

S. Du scheinest die Proporzion nicht als etwas für sich bestehendes, sondern in Beziehung auf den Gebrauch zu denken. **) Es ist eben so, als wenn Du sagtest, ein Schild sey dem proporzionirt, dem er angemessen sey; und das Nämliche scheint, nach Deiner Aeußerung, von einem Kriegskleide sowol, als von jeder andern Sache, zu gelten. — Vielleicht aber ist noch ein anderer nicht unbedeutender Vortheil mit der passenden Form verknüpft.

P. Weißt Du einen, o, sage ihn mir, lieber Sokrates!

*) Eigentl. so wie ich ihn anpassend mache.

**) Ein Mißverständniß, das dem oben erwähnten im Gespräche mit Aristipp, wo Sokrates auch keine absolute Schönheit, in der Abstraction, denken konnte oder wollte, sehr ähnlich ist. Ebenmaaß der Theile eines Körpers oder Panzers an sich und im Verhältniß zu einander wird verwechselt mit Angemessenheit des letztern zum erstern.

S. Passende Panzer, belästigen weniger durch ihre Schwere, als die nicht anschließenden, ob sie gleich eben so viel an Gewicht halten mögen, als diese. Denn die letztern werden dadurch, daß sie entweder ganz auf den Schultern hangen, oder irgend einen andern Theil des Körpers empfindlich drücken, beschwerlich und unbequem; jene anpassenden aber, deren Gewicht theilweise auf den Schlüsselbeinen und dem Schulterblatte, auf der Brust, dem Rücken und dem Bauche ruhet, gleichen fast mehr einem Anwachse als einer Bürde.

P. Was Du eben sagst, das ist es gerade, was meinen Panzern, wie ich glaube, den größten Werth gibt; obgleich manche freilich die bunten und vergoldeten lieber kaufen.

S. Wenn sie aber deswegen solche einkaufen, die ihnen unbequem sind, so kommt es mir in der That vor, als ob sie sich ein buntes und vergoldetes Ungemach erhandeln. Wie können aber, wenn der Körper nicht in derselben Lage bleibt, sondern bald sich bückt, bald sich aufrichtet, knappe Panzer noch passen?

P. Dann ist es unmöglich.

S. Du willst sagen, nicht knappe, sondern im Gebrauche nicht unbequeme Panzer sind passend.

P. Du hast es getroffen, Sokrates, und nunmehr die Sache vollständig begriffen.

Eilfter Abschnitt.

*) Es lebte einmal in der Stadt (Athen) ein schönes und jedem Schmeichler willfähriges Weib, Namens Theodote. Da nun ein Gesellschafter ihrer erwähnte, die Schönheit des Weibes über allen Ausdruck erhaben nannte, und hinzusetzte, daß Maler, denen sie alle Reize enthüllte, zu ihr gingen, um sie abzubilden, sprach Sokrates: Wir müßten einmal hingehen, sie in Augenschein zu nehmen; denn durch bloßes Anhören kann man sich vom unbeschreiblich Schönen keinen Begriff machen. — Wollt Ihr mir nur unverzüglich folgen, versetzte der Erzähler.

So gingen sie denn hin zur Theodote, trafen diese in dem Augenblick an, da sie einem

*) Ueber diesen merkwürdigen Besuch bei einer von den berüchtigtesten Buhlerinnen Athens, und über die Absicht desselben, von welcher in den Anmerkungen und Abhandlungen mehr wird gesagt werden, finden die Freunde der alten Litteratur Belehrung in ein paar kleinen Abhandlungen von J. G. Kneschke: Quid spectavit Socrates in sermone, cum Theodota meretrice habito? Comment. I. II. Zittav. 1800. 4.

Maler stand, und beschaueten sie. Als der Maler fertig war, sprach Sokrates: Freunde, sind wir der Theodote mehr Dank dafür schuldig, daß sie uns ihre Schönheit hat sehen lassen; oder ist sie uns mehr verpflichtet für den Anblick derselben? Nicht wahr, wenn das Vorzeigen ihr einträglicher ist, so muß sie uns danken; ist uns das Anschauen nützlicher, so gebührt ihr unser Dank? Als man ihm Recht gab, fuhr er fort: Zunächst erntet sie nun doch schon unser Lob, und größer wird noch ihr Gewinn seyn, wenn wir dieß unter viele ausbreiten; wir dagegen wünschen schon jetzt, was wir gesehen haben, auch zu betasten, gehen mit gereizter Begierde hinweg, und werden nach unsrer Entfernung Sehnsucht empfinden. Hieraus erhellet, daß wir zu ihrem Vortheile dienen, sie aber nur bedienet wird.

Warlich, erwiederte Theodote, wenn die Sache sich so verhält, so müßte ich Euch wol dankbar seyn für die Gefälligkeit mich anzusehen.

Als in der Folge Sokrates sie köstlich geschmückt, in ihrer Gesellschaft auch ihre Mutter in ungewöhnlich guter Kleidung, und seltnem Aufwande, nebenher eine zahlreiche und schöngebildete

weibliche Dienerschaft, die gleichfalls nicht schmucklos gekleidet war, und ihr Haus mit allen andern Bedürfnissen reichlich ausgestattet sah, sprach er: Sage mir doch, Theodote, hast Du Ländereien?

T. Nein.

S. Aber doch wol ein Haus, das Miethe einträgt?

T. Auch kein Haus.

S. Auch nicht einige Handwerks-Sclaven?

T. Auch solche nicht.

S. Woher nimmst Du denn Lebensunterhalt?

T. Ich lebe von den Wohlthaten, die meiner Freunde Gewogenheit mir zufließen läßt.

S. Fürwahr ein schönes Erwerbs-Mittel, Theodote, ein weit besseres Eigenthum, als Schaafe, Rinder und Ziegen, ist der Besitz eines Haufens von Freunden. Ueberlässest Du es denn aber dem Ungefähr, ob Dir ein Freund wie etwa eine Fliege zuflattere, oder gebrauchst Du auch absichtliche Künste zu Deinem Zwecke?

T. Wie könnte ich zu diesem Zwecke ein Mittel erfinden?

S. Du doch wahrhaftig viel eher als die Spinnen. Du weißt ja, daß diese ihre Lebens-Mittel sich fangen; sie weben nämlich zarte Ge-

spinnste, und nähren sich von dem, was hineinfällt.

T. Auch mir gibst Du also den Rath, ein Netz zu weben?

S. (Ja freilich.) Denn so leicht muß man sich den Erwerb des Edelsten — ich meine den Fang guter Freunde — nicht vorstellen. Siehst Du nicht, daß Leute, die auf Thiere von geringem Werthe — auf Hasen — Jagd machen, viele künstliche Mittel dazu ersinnen? Weil nämlich jene Thiere des Nachts auf die Weide gehen, so verschaffen sie sich zur nächtlichen Jagd geschickte Hunde, und jagen sie damit auf; weil sie aber am Tage davon laufen, so nehmen sie andre Hunde, die durch den Geruch den Weg aufspüren, auf welchem jene ins Lager heimkehrten, und machen sie ausfindig; weil sie ferner schnellfüßig sind, und sogar vor unsern Augen entlaufen, so werden noch andre behende Hunde angeschafft, um sie im Laufe zu erhaschen; weil aber manche auch diesen entfliehen, so stellen sie Netze auf der Spur ihrer Flucht aus, um sie hineinlaufen, und darin sich verwickeln zu lassen.

T. Durch welches ähnliche Mittel könnte ich nun wol Freunde erhaschen?

S. Ohne Zweifel dadurch, daß Du statt

des Hundes einen Menschen Dir verschafftest, der Freunde der Schönheit, die zugleich begütert sind, für Dich aufspürte, und, wenn er sie gefunden hätte, Kunstgriffe Dir zeigte, wodurch Du sie in Dein Netz ziehen könntest.

T. Und welche Netze sind zu meinem Gebrauche?

S. Eines, und noch dazu ein sehr schön geflochtenes steht ja Dir zu Gebote — Dein Körper, und der ihm beiwohnende Geist, der Dich lehrt, mit welchem Blicke Du begünstigen, mit welchen Worten Du erheitern, wie Du den Mann, der sich um Deine Gunst bewirbt, willig aufnehmen, den spröden Verächter von Deinem Umgange ausschließen, des kränklichen Freundes mit Sorgfalt warten, über seine schönen Thaten, herzlich theilnehmend, Dich freuen, und dem, der sich sehr für Dich interessiret, mit ganzer Seele Dich hingeben müssest. Daß Du nicht bloß mit Wollust, sondern auch aus freundlichem Wohlwollen zu küssen verstehst, weiß ich eben so gewiß, als ich überzeugt bin, daß Du die besten Freunde nicht durch Worte, sondern durch die That gewinnest.

T. Bei meiner Treu, von diesen Mitteln gebrauche ich kein einziges.

S. Es ist auch warlich viel besser, auf dem Wege der Natur und ohne Umschweife sich an einen Menschen anzuschließen. Denn mit Gewalt würdest Du sicher einen Freund weder fangen, noch fest halten; durch Gefälligkeit aber, und Vergnügen ist ein Wesen der Art zu erhaschen *) und zur Treue zu bewegen.

T. Es ist wahr.

S. Zunächst also mußt Du von Deinen Anbetern nur solche Geschenke und Dienste verlangen, deren Gewährung ihnen sehr geringe Mühe verursachet; dann aber von Deiner Seite ähnliche Gegendienste erzeigen. Auf diesem Wege werden sie am leichtesten Deine Freunde; dadurch zur längsten Liebe, zur größten Wohlthätigkeit bewogen werden. Die meiste Freude aber wirst Du ihnen gewähren, wenn Du in der Stunde des Bedürfnisses ihnen den Genuß Deiner Person verstattest. **) Du siehst ja, daß selbst die süßesten Speisen, wenn man sie auftischet, ehe die Eßlust

*) Der Absicht, den Sinn des Originals, so gut ich kann, auch in feinen Nüancen wiederzugeben, wird der Leser diese von der Jagd hergenommenen, im Deutschen nicht üblichen Ausdrücke, zu Gute halten. Das Netz der Spinne gab Anlaß zu dieser fortlaufenden Allegorie.

**) Eigentlicher: schenkest, was in Deiner Gewalt stehet.

sich eingestellet hat, keinen Reiz haben, dem Gesättigten aber sogar Eckel verursachen; daß dagegen selbst schlechtere Kost, nach vorher erwecktem Hunger aufgetischet, uns sehr schmackhaft dünket.

T. Wie aber könnte ich wol irgend einem meiner Gesellschafter Appetit erwecken?

S. Ohne Zweifel dadurch, daß Du zunächst den Gesättigten weder etwas anbietest, noch sie an Genuß erinnerst, bis sie aufhören satt zu seyn, und aufs neue Bedürfnisse fühlen; dann aber, wenn das Bedürfniß eintritt, durch die feinsten Anspielungen darauf hindeutest; bald Dich stellest, als wolltest Du willfährig seyn, bald wieder ausweichest, bis der Drang desselben am heftigsten wird. Denn unter diesen Umständen hat das nämliche Geschenk weit größeren Werth, als wenn Du der Begierde damit zuvorkommst.

T. Aber wie, lieber Sokrates, möchtest Du wol gemeinschaftlich mit mir auf Freunde Jagd machen?

S. Beim Zeus mit Vergnügen, sobald Du mich besiegen wirst.

T. Wie soll ich das anfangen?

S. Darüber mußt Du, wenn Dir etwas

an mir gelegen ist, selbst nachdenken, und das Mittel ausfindig machen.

T. So besuche mich denn nur häufig.

S. (spottend über ihre geschäftlose Lebens-Art.) Es wird mir nur nicht leicht, meine Zeit müssig hinzubringen. Denn sowol manche Privat- als öffentliche Angelegenheiten beschäftigen mich; aber ich habe auch Freundinnen, die weder Tag noch Nacht mich von sich lassen, immer beschäftigt Liebesmittel und Zaubergesänge von mir zu lernen.

T. Sind Dir auch solche bekannt, lieber Sokrates?

S. Ja freilich. Warum sollten denn sonst dieser Appollodor und Antisthenes nie von meiner Seite kommen? Warum sogar Kebes und Simmias von Theben zu mir herüberreisen? Du siehst leicht ein, daß so etwas nicht ohne viele reizende Liebesmittel, begeisternde Zaubergesänge, und Lockvögel möglich ist.

T. Leihe mir darum diesen Lockvogel, *) damit ich ihn zunächst auf Dich Jagd machen lasse.

*) Im Griechischen steht das Wort ἰυγξ, welches von ἰυζω, wodurch unter andern der Laut eines Sperbers und Wendehalses bezeichnet wird, abstammet, und den Wendehals bedeutet, dessen sich Zauberer ehemals bedienten, um Liebe einzuflößen.

S. Ich will aber auf Ehre nicht von Dir angelockt werden, sondern verlange, daß Du selbst Dich mir näherst.

T. Nun ich werde kommen; aber nimm mich nur auf.

S. Ja wol werde ich Dich aufnehmen, wenn keine geliebtere Freundin bei mir ist.

Zwölfter Abschnitt.

Beim Anblicke des Epigenes, eines seiner Schüler, der noch jung, aber am Körper sehr verkümmert war, *) sprach er:

Die darin liegende Anspielung glaube ich durch das ähnliche Bild vom Lockvogel am besten zu bezeichnen. Es scheint mir übrigens, da ἱλκειν wohl von dem an einem Faden gezogenen Vogel verstanden, und für ἱεναι immittere gesetzt werden kann, unnöthig, unter ἴυγξ mit Ernesti und andern den bekannten turbo, (trochus, rhombus) der alten Hexenmeister zu denken.

*) Aus dem in dieser Stelle des Originals gebrauchten vieldeutigen Ausdrucke, und dem dadurch veranlaßten Mißverständnisse wird schon vorläufig klar, daß Mangel an Reinlichkeit nicht weniger als Verzärtelung eine Ursache seines elenden Ansehens war. Das Wort, verkümmert, scheint mir die Wirkungen beider Unarten anzudeuten. Man könnte auch übersetzen: der körperlich elend war. Das folgende ἰδιωτικῶς ἔχειν etc. entspricht fast dem in der Sprache des gemeinen Lebens üblichen pauvre.

Wie armselig, Epigen, ist doch Dein Aeußeres!

E. Ich gehöre freilich auch nur zu den Armen.

S. Doch wol nicht im eigentlichern Sinne, als die, welche sich zum Wettstreite bei Olympia vorbereiten. Oder scheint Dir der Kampf um Leben und Tod, den die Athenienser, wenn's die Umstände erfordern, gegen die Feinde übernehmen werden, von keiner Bedeutung zu seyn? Und doch ist es gewiß, daß nicht wenige der Körperschwäche wegen in den Gefahren des Krieges umkommen, oder auf eine schimpfliche Art sich retten; viele aber der nämlichen Ursache wegen lebendig gefangen genommen werden, und in der Gefangenschaft entweder den Ueberrest ihres Lebens in drückender Sclaverei hinbringen; oder in das bitterste Ungemach versinken, und, nachdem sie ein für ihr Vermögen zu großes Lösegeld gezahlt haben, die rückständigen Jahre in Dürftigkeit und Trübsal verleben; viele Andre endlich sich einen schlechten Namen machen, weil sie, der Ohnmacht ihres Körpers wegen, sich der Feigheit nicht schämen. Oder achtest Du nicht dieser nachtheiligen Folgen der Körperschwäche, und glaubst etwa, sie leicht ertragen zu können? Ich bin wenigstens der Meinung, das Ungemach, was ein Mann, der seinen Körper abzuhärten sucht, er-

tragen muß, sey viel leichter und viel weniger unangenehm, als jene Leiden. Oder wähnst Du, daß Körperschwäche zum Wohlbefinden, und zu andern heilsamen Zwecken ein nützlicheres Mittel sey, als Stärke und Festigkeit desselben? Oder verachtest Du die Vortheile der letztern? Der Zustand derer, die körperlich stark sind, ist bekanntlich das Gegentheil vom Zustande der Schwächlichen. Jene sind gesund und kraftvoll; viele von ihnen retten sich darum mit Ehre aus den Gefechten des Krieges, und entkommen jedem Ungemache; viele andre sind Gehülfen ihrer Freunde und Wohlthäter des Vaterlandes, werden deswegen mit Dank belohnt, erwerben sich großen Ruhm, und erhalten die schönsten Ehrenstellen; durchleben darum freudiger und geehrter den Rest ihrer Tage, und hinterlassen ihren Kindern ein anständigeres Vermögen für die Zukunft. Man darf darum, weil der Staat die öffentlichen Vorübungen zum Kriege versäumet, nicht deswegen auch die Privat-Uebungen vernachlässigen, sondern muß sie nichts destoweniger anstellen. Denn Du weißt ja ohne mein Erinnern, daß Deine Lage weder in irgend einem andern Kampfe, *) noch im ge-

*) näml. als der Krieg ist.

schäftigen Leben durch eine bessere Vorübung des Körpers kann verschlimmert werden; weil dieser das Werkzeug zu allen menschlichen Arbeiten, und in allen Verrichtungen des Körpers die beste Beschaffenheit desselben von großer Wichtigkeit ist. Denn wer weiß nicht, daß auch in dem Geschäfte, auf welches der Einfluß des Körpers Dir (vielleicht) sehr gering zu seyn scheint, ich meine im Geschäfte des Denkens, manche aus Mangel an körperlicher Gesundheit bedeutende Fehler begehen? Vergessenheit, Unmuth, mürrische Laune und Tollheit bemächtigen sich bei vielen, weil der Körper elend ist, so ganz des Gemüthes, daß sie sogar ihre bisherigen Kenntnisse einbüßen. Wer dagegen am Körper gesund ist, lebt (von dieser Seite) in ungestörter Sicherheit, und ist nicht in der geringsten Gefahr, durch Zerrüttung desselben ein ähnliches Unglück zu leiden. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die gute Verfassung des Körpers sogar ein Mittel sey, das Gegentheil von dem Erfolge der Kränklichkeit zu bewirken. Und welche Beschwerden ließe sich der vernünftige Mann nicht gefallen, um einen Zustand, der das Gegentheil von dem geschilderten ist, hervorzubringen? Außerdem ist es schimpflich, aus träger Sorglosigkeit (vor der Zeit) alt zu werden, ehe

man (zu seiner Freude) an sich selbst wahrgenommen hat, wie der Körper zur größten Schönheit und Stärke heranwuchs. Dieser Anblick ist aber dem Sorglosen nicht vergönnt. *) Denn von selbst **) pflegt jene Vollendung nicht zu erfolgen.

Dreizehnter Abschnitt.

Als einmal jemand zürnte, daß sein Gruß von einem Andern nicht erwiedert wäre, sprach Sokrates:

Sonderbar, daß Du, ohne zornig zu werden, wenn ein Mensch von schlechterm körperlichen Ansehen Dir begegnet, dennoch verdrießlich wirst, weil Dir einer entgegen kam, dessen Geist (und Gefühl) weniger gebildet ist. — Einem Andern, der über Mangel an Eßlust klagte, gab er zur Antwort: Akumen weiß ein gutes Mittel dagegen. Auf die Frage: welches denn? erwiederte er: daß man (zeitig) aufhöre zu essen; wer dieß thue, sagt er, werde heiterer, wohlfeiler und gesunder leben. — Ein Anderer beschwerte

*) So gut wird es dem Sorglosen nicht.

**) ohne absichtliche Kultur, oder gymnastische Uebungen.

sich, das Wasser in seiner Gegend sey zum Trinken zu warm — Sokrates erwiederte: Zum warmen Bade hast Du also gleich Wasser in Bereitschaft. — Aber zum Baden, versetzte jener, ist es zu kalt. —

S. Klagen denn auch Deine Leute, wenn sie es trinken, und sich darin baden?

D. A. Nein, wahrhaftig nicht. Vielmehr habe ich mich oft gewundert, mit welchem Vergnügen sie es zu beiden Zwecken gebrauchen.

S. Ist denn das Wasser bei Dir wärmer zu trinken, oder das im Tempel des Aesculap?

D. A. Das letztere.

S. So bedenke doch, daß Du anfängst, mißlaunichter als Sclaven und Patienten zu werden!

Da jemand seinen Diener hart bestrafte, fragte er ihn, warum er so zornig auf ihn wäre. — Jener erwiederte: Weil er bei der größten Naschhaftigkeit der ärgste Weichling, und bei der größten Geldgier der saumseligste Faulenzer ist. — Hast Du denn wol, versetzte Sokrates, einmal überlegt, wer der meisten Schläge bedarf, Du, oder der Diener? — *)

*) Wer weiß, wie nachdrücklich auf diese vorwitzige Einmischung in fremden Handel die Antwort ausgefallen seyn mag! Xenophon verschweigt sie weislich. Doch ist wol zu vermuthen

Ein Anderer scheuete sich vor dem Wege nach Olympia. Er fragte ihn: Warum fürchtest Du Dich vor der Reise? Gehst Du nicht zu Hause fast den ganzen Tag herum? Auch auf der Reise dorthin wirst Du nach dem Gehen frühstücken, nach dem Gehen zu Mittag essen, und ruhen. Weißt Du nicht, daß Du leicht durch Verbindung der einzelnen Spaziergänge, die Du in fünf bis sechs Tagen zurücklegst, von Athen nach Olympia kommen würdest? Angenehmer ist es aber freilich, noch einen Tag früher aufzubrechen, als sich zu verspäten. Denn über das Maaß seiner Kräfte den Marsch ausdehnen zu müssen, ist lästig; groß dagegen die Erleichterung (der Reise), wenn man einen Tag früher reiset; und mithin besser, mit dem Aufbruch, als unterweges zu eilen. *) — Ein Anderer klagte über Ermüdung von einer langen Reise, und Sokrates fragte ihn, ob er auch Gepäcke zu tragen gehabt hätte. —

daß, da der bitterste Spott den Philosophen oft ungestraft hinging, auch Sokrates, der Weise, sich dergleichen erlauben durfte.

*) Aus diesen und ähnlichen Proben werden die Leser abnehmen, daß die Weisheit des weisesten Griechen weniger in tiefen Spekulazionen über metaphysische Gegenstände, als in einem gesunden, oft nur allzuleichten Raisonnement über Alltags-Dinge bestand.

Nein das nicht, war die Antwort, nur meine Kleidung.

S. Gingest Du allein, oder folgte Dir auch ein Diener? —

Es folgte mir einer.

S. War dieser ledig oder bepackt? —

Freilich trug er sowol die Ruhebetten als die übrigen Mobilien.

S. Und wie befand er sich nach der Reise?

Dem Anschein nach besser als ich.

S. Nun, wenn Du seine Last hättest tragen müssen, wie würde Dir dann wol zu Muthe geworden seyn? —

Sehr Schlimm, bei meiner Ehre, oder vielmehr, es wäre mir ganz unmöglich gewesen, sie zu tragen.

S. Wie reimest Du nun das mit dem Charakter eines (durch gymnastische Uebungen) gebildeten Mannes, so viel weniger als ein Sclav aushalten zu können?

Vierzehnter Abschnitt.

Wenn von denen, die auf gemeinschaftliche Kosten eine Mahlzeit anstellten, manche wenig, an-

dre viel Zukost mitbrachten, ließ Sokrates den Aufwärter den kleinen Beitrag entweder zum gemeinschaftlichen Genusse vorsetzen, oder jedem seine Portion austheilen. Die Gäste nun, welche viel gebracht hatten, schämten sich, an dem was für Alle vorgesetzt war, nicht Theil nehmen, und nicht das Ihrige dafür wieder auftischen zu wollen. Sie setzten darum auch ihren Antheil für die ganze Gesellschaft vor, und entwöhnten sich so, da sie keine größere Portion als die Ueberbringer des Wenigen erhielten, vom Luxus im Gebrauche der Zukost. — Als er bemerkte, daß einer der Gäste Mehlspeisen zu essen aufgehört hatte, aber bloßes Fleisch *) allein noch verzehrte,

*) Das Wort ὄψος bedeutet bekanntlich alles, was man zum Brode ißt, also Gemüse, Fleisch, Fische. Die Leser, welche der griechischen Sprache kundig sind, werden aber mit der Uebersetzung dieses Wortes durch Fleisch, und des Namens ὀψοφαγος durch Fleischfresser, zufrieden seyn. Denn obgleich Zukost mehr dem vielumfassenden griechischen Worte entspricht, so mußte doch auf die Stelle §. 3. wo es heißt, μη ἀσκήσεως ἀλλ᾽ ἡδονῆς ἕνεκα Rücksicht genommen werden. Hier wird nämlich auf die Sitte der Athleten, eine Zeitlang nur Fleisch ohne Brod zu essen, um dadurch stärker, und zum Kampfe fähiger zu werden, angespielet. Ich würde das Wort ὀψοφαγος sonst durch Leckermaul, Schlemmer, oder einen ähnlichen deutschen Schimpfnamen verdollmetschen, weil besonders mit dem erstern dieser Namen ein ähnliches Wortspiel getrieben werden kann, wie gleich nachher im Texte mit

sprach er, da eben die Rede war von der eigentlichen Bedeutung der Namen: Könnten wir wol, meine Freunde, bestimmen, in welchem Falle der Name Fleischfresser einem Menschen zukomme? Bekanntlich ißt ja jedermann zum Brode Fleisch, wenn's nicht daran fehlet; aber darum nennet man ihn, denk' ich, noch nicht einen Fleischfresser. — Freilich nicht, sprach ein Anwesender. — Wenn nun aber jemand, versetzte Sokrates, blosses Fleisch ohne Brod, nicht in Rücksicht auf seine Gymnastik, sondern nur des Vergnügens wegen, verzehret: haltet Ihr ihn dann für einen Fleischfresser? —

Schwerlich möchte wol der Name einen Andern bezeichnen. —

Ein Anderer aus der Gesellschaft:

Wer nun aber zu wenigem Brode viel Fleisch ißt?

ὄψον ἐσθίειν und ὀψοφαγος, indem nicht jeder, der etwas Leckeres genießt, ein Leckermaul genannt werden kann. Aber nicht alles, was lecker genannt wird, ist gerade Zukost. Mithin wäre, ohne Hinsicht auf jene Stelle von den Athleten, doch Gemüsefresser in Gemüseesser noch vorzuziehen. Solche Stellen müssen jedem Uebersetzer mehr oder minder verunglücken, und der Deutsche Leser, der nicht das Original dabei studiret, kann sie schwerlich mit Vergnügen lesen; aber gerade solche Stellen sind es, die eine Uebersetzung wünschenswerth für den Schulmann machen.

S. Mir scheint auch dieser mit Recht jenen Namen zu verdienen. Wenn andre Menschen sich von den Göttern eine gesegnete Korn-Ernte erbitten, so wird ein solcher wahrscheinlich um einen Reichthum an Fleisch sie anflehen. — Bei diesen Worten des Sokrates glaubte der Jüngling, daß alles bisher Gesagte ihn gelten sollte, und, ob er gleich nicht abließ, Gemüse und Fleisch zu essen, nahm er doch Brod dazu. Sokrates bemerkte es, und sagte: Ihr Nachbarn, gebt doch fleißig auf diesen jungen Mann Acht, ob er sich des Brodes als Zukost, oder umgekehrt dieser wie des Brodes bediene.

Ein andermal sah' er, daß ein Gast zu einem Bissen Brod mehr als eine Art von Fleisch und Gemüse kostete, und warf die Frage auf: Sollte wol eine Mischung der Zukost theurer und für den Wohlgeschmack derselben verderblicher seyn, als wenn jemand zu gleicher Zeit mancherlei Speisen genießt, und auf einmal die verschiedenartigsten Leckerbissen zu Munde führet? Er vertheuert die Speisen, indem er mehr als die Köche zu einander mischet; er begeht aber auch, wenn anders jene Recht haben, einen Fehler, und hebt die Wirkung ihrer Kunst auf, indem er zusammenrühret, was jene als unverträglich mit

einander nicht vermischen. Und wie lächerlich ist es nicht *), die sachverständigsten Köche anzuschaffen, selbst aber, ohne sich um ihre Kunst zu bekümmern, ihr Machwerk mit andern Bestandtheilen zu versetzen? Aber auch noch ein anderer Nachtheil trifft den Menschen, der sich gewöhnte, vielerlei Speisen zugleich zu essen; wenn nämlich nicht viel zu haben ist, so wird er seine gewohnte Kost vermissen, und sich verschlimmert zu haben glauben; wer dagegen zu jedem Bissen Brod nur einen Bissen Zukost zu nehmen pflegte, wird, in Ermangelung der Mehrheit, auch mit dem einen sich gern begnügen. Er bemerkte ferner, daß im Attischen Dialekte das Wort wohlleben auch essen bedeute: wohl **) aber werde hinzuge-

*) eigentl.: Wie sollte es gleichwol nicht lächerlich seyn?

**) Auch hier kann die Deutsche Sprache, weil es ihr an einem Worte fehlt, das, gleichbedeutend mit dem Zeitworte essen, zugleich gut essen oder schmausen bezeichnete, die sinnreiche Etymologie des Sokrates nicht völlig nachbilden. Wohlleben hat einen weitern Begriff als ἐυωχεισθαι, da dieß von ὀχη Speise, (in einem Zeitalter, worin das ω noch nicht üblich war) abgeleitet, sich nur auf den Genuß der Nahrungsmittel, jenes aber auf alle Bequemlichkeiten des Lebens, bezieht. Nimmt man die Ableitung des Athenäus von εὖ ἔχειν (sich wohlbefinden) an, so wird die Verlegenheit des Uebersetzers noch größer. Verständlich genug scheint mir indeß meine Uebersetzung für jeden. Man könnte aber auch sagen: Sokrates

setzt, um den Genuß solcher Speisen zu bezeichnen, die weder Körper noch Geist beschwerten, noch auch mühsam aufzufinden wären. Darum schrieb er Wohlleben auch solchen Menschen zu, die eine anständige und mäßige Lebensart führten.

habe gesagt: ein Wort im Griechischen, das schmausen bedeute, habe anfänglich auch essen bezeichnet.

Fünftes Buch.

Erster Abschnitt.

Auf diesem Wege war Sokrates bei jeder Veranlassung, und auf alle Weise so gemeinnützig, daß es auch dem Manne von mäßigen Einsichten, wenn er das bisher Gesagte erwäget, einleuchten muß, warum nichts in der Welt vortheilhafter gewesen sey, als mit ihm umzugehen; mit ihm, wo und bei welcher Gelegenheit es seyn mochte, zu reden; denn selbst der Gedanke an den abwesenden Sokrates machte auf die an seinen Umgang gewöhnten Personen und auf die Bekenner seiner Lehre einen vortheilhaften Eindruck. Auch im Scherze nützte er ja nicht weniger, als in ernsthaften Gesprächen, seinen Gesellschaftern. Oft sagte er z. B., er sey in gewisse Menschen verliebt; zeigte aber deutlich

genug, daß seine Neigung nicht auf Personen, denen die Natur blühende Schönheit des Körpers verliehen, sondern auf solche, deren Gemüth besondre Empfänglichkeit fürs Gute hatte, gerichtet war.

(Das Kennzeichen guter Naturanlagen war ihm schnelles Begreifen des Angehörten, die Fähigkeit das Gelernte im Gedächtnisse zu behalten, und Vorliebe für alle die Kenntnisse, wodurch die gute Verwaltung des Hauswesens und des Staates, mit einem Worte: die Kunst mit Menschen und menschlichen Angelegenheiten geschickt umzugehen, möglich gemacht wird). Solche Männer, glaubte er, würden nach einer gehörigen Erziehung nicht bloß selbst glücklich seyn, und ihren eigenen Häusern wohl vorstehen, sondern auch andere Menschen und ganze Staaten beglücken. Er verfuhr indeß nicht mit allen auf gleiche Weise, sondern überzeugte diejenigen, welche, in der Meinung von ihrem guten Genie, den Unterricht geringschätzten, daß gerade die hoffnungsvollsten Naturgaben der Unterweisung am meisten bedürften; indem er als Beispiel anführte, daß die besten Pferde wegen ihres natürlichen Feuers

und Ungestüms, durch frühe Bezähmung die brauchbarsten und edelsten, ohne vorhergegangene Bändigung aber die unlenksamsten und schlechtesten würden. Auch wären, setzte er hinzu, von der besten, muntersten, und zur Wildjagd geneigtesten Hunde-Rasse die wohl abgerichteten besser, und dazu brauchbarer, als andere, die ungeübten dagegen schlecht, zu hitzig und unfolgsam. Eben so würden auch die Günstlinge der Natur unter den Menschen, die mit besonderer Stärke des Geistes und mit der größten Schnellkraft zu allen Unternehmungen ausgestattet wären, durch Erziehung und Belehrung über ihre Pflichten, die edelsten und nützlichsten, aber ohne Bildung und Unterricht im Gegentheil die schlimmsten und nachtheiligsten Bürger; denn unvermögend zu beurtheilen, was ihnen obliege, befaßten sie oft sich mit bösen Thaten, und im stolzen Ungestüm ihres Herzens wären sie zügellos und unlenksam, und machten sich darum häufiger Bosheiten der gröbsten Art schuldig. —

Andre, die, stolz auf Reichthum, der Erziehung nicht zu bedürfen, sondern zur Erreichung ihrer Zwecke und zur Behauptung der Ehre unter Menschen ihre Schätze hinreichend glaubten, brachte er dadurch auf den Weg der gesunden

Vernunft zurück, daß er ihnen vorstellte, nur ein Thor könne meinen, daß er ohne Anleitung fähig sey, Nützliches und Schädliches zu unterscheiden; auch ein Thor nur sich einbilden, daß er, ohne diese Unterscheidung, wenn er nur durch Reichthum die Gegenstände seiner Wünsche herbeischaffe, schon im Stande sey, das Nützliche zu wählen; nur der Einfältige glauben, daß er, ohne diese Wahl des Nützlichen anstellen zu können, herbeizuschaffen vermöge, was zur Verschönerung des Lebens und zum reichlichen Auskommen gehöre; ein solcher endlich nur in dem Wahne stehen, daß er ohne Sachkenntniß durch bloßen Reichthum zu etwas tauge, oder, bei der Ueberzeugung von seiner Untauglichkeit, sich versprechen, berühmt zu werden.

Zweiter Abschnitt.

Nun will ich die Methode zeigen, die er dagegen im Gespräche mit denen befolgte, welche sich einbildeten, die beste Erziehung genossen zu haben, und auf ihre Weisheit stolz waren. Er hörte z. B., daß Euthydem der Schöne viele Schriften der Dichter und berühmtesten

Sophisten gesammelt hätte, und dadurch schon seine Zeitgenossen an Weisheit zu übertreffen glaubte; auch sich große Hoffnungen machte, sich vor Allen als Redner und Geschäftsmann auszuzeichnen, und vernahm, daß er seiner Jugend wegen noch nicht die Volksversammlung besuchte, sondern wenn er ein Geschäft auszurichten hätte, sich in der Werkstatt eines Riemers in der Nähe des Marktplatzes niederzulassen pflegte, und ging, begleitet von einigen seiner Schüler, selbst dahin. Und als nun zunächst jemand die Frage aufwarf, ob Themistokles durch den Umgang mit irgend einem Weisen, oder durch bloße Natur, sich vor andern Bürgern so ausgezeichnet habe, daß der Staat, wenn er eines braven Mannes bedürfe, auf ihn hinblicke; sprach Sokrates, um den Euthydem zu reizen: es sey Thorheit zu glauben, man könne zwar in minder wichtigen Künsten ohne geschickte Lehrer keine Fertigkeit erlangen, die Kunst den Staat zu regieren aber — die wichtigste von allen — werde dem Menschen ohne sein Zuthun gegeben. — Da ein andermal Euthydem zugegen war, und er bemerkte, daß jener die Versammlung verließ, um allen Anschein zu verhüten, als ob er den Sokrates seiner Weis-

heit wegen bewunderte, sprach dieser: meine Freunde, wenn Euthydem bei seinem reifen Alter, nach einer vom Staate gegebenen Aufforderung über eine vorgelegte Frage zu reden, nicht hingeht, um als Rathgeber aufzutreten, so sieht man wol, warum er so handelt. Ich glaube nämlich, er ist auf einen guten Eingang zu seinen Vorträgen an das Volk bedacht, um den Anschein zu verhüten, als habe er von irgend einem Andern etwas gelernt. Denn ohne Zweifel wird er den Anfang seiner Rede so einleiten: „Nie habe ich, ihr Männer von Athen! von irgend einem Menschen etwas gelernt; noch, wenn ich hörte, daß Andre geschickte Redner oder Geschäftsmänner wären, ihren Umgang gesucht, oder mir um einen sachkundigen Lehrer Mühe gegeben, sondern im Gegentheil vermied ich immer nicht bloß die wirkliche Belehrung Anderer, sondern selbst den Anschein davon. Dennoch will ich, was mir von selbst in den Sinn kommt, euch anrathen." — Eine ähnliche Einleitung würde auch solchen wohl anstehen, die vom Staate zu Aerzten ernannt zu seyn wünschten; ein solcher müßte seinen Vortrag etwa so anheben: „Von keinem, ihr Bürger Athens! habe ich jemals die Heilkunde gelernt,

auch suchte ich nie einen Arzt zum Lehrer zu bekommen; denn immer nahm ich mich sorgfältig in Acht, nicht bloß irgend etwas von Aerzten zu lernen, sondern auch nur den Anschein zu erregen, als hätte ich mich in dieser Kunst unterrichten lassen. Gebt mir doch aber nur das Amt eines Arztes; denn ich will mich bemühen, sie durch Versuche an Euch zu lernen." — Ueber diese Einleitung lachte nun jeder Anwesende. Weil aber Euthydem, ungeachtet der sichtbaren Aufmerksamkeit, die er auf Sokrates Vortrag richtete, sich noch immer hütete, selbst ein Wort zu erwiedern, und durch Stillschweigen sich das Ansehn der Weisheit zu geben dachte, so nahm Sokrates, um ihn in dieser Ruhe zu stören, das Wort, und sagte: Es ist doch ein wunderlicher Widerspruch in den Handlungen der Menschen. Wer die Cyther oder Flöte spielen, oder die Reitkunst lernen, oder in irgend einer ähnlichen Kunst sich Fertigkeit erwerben will, der widmet sich in unablässiger Uebung dem Geschäfte, dem er gewachsen zu seyn wünschet, und thut es nicht abgesondert von Andern, vielmehr sucht er die Gesellschaft der besten Meister, und thut und leidet willig Alles, um nur nichts ohne ihr Gutachten

zu beginnen, weil er überzeugt ist, auf keinem andern Wege zu iner bedeutenden Geschicklichkeit gelangen zu können; dagegen Manche von denen, die brauchbare Redner und Staatsmänner werden wollen, in dem Wahne stehen, ohne Vorbereitung und sorgfältigen Fleiß, von selbst urplötzlich ihrer Geschäfte kundig zu werden. Und gleichwol scheinen diese um desto schwerer als jene zu seyn, je geringer, bei der großen Menge, die jenen Geschäften sich widmet, die Zahl der Arbeiter in diesem Fache ist. Offenbar bedürfen also auch die Freunde des letztern einer längern und angestrengteren Vorbereitung. — Anfangs war, wie gesagt, Euthydem nur Zuhörer bei solchen Reden des Sokrates; als dieser aber merkte, daß er immer lieber bei seinen Gesprächen verweilte, und williger zuhörte, ging er allein in die Werkstatt des Riemers; Euthydem setzte sich zu ihm, und er begann so die Unterhaltung:

S. Sage mir, lieber Euthydem, ist es denn wirklich wahr, was ich höre, daß du so viele Schriften berühmter Gelehrten gesammelt hast?

E. Ja freilich, mein Sokrates, und ich sammle noch immer, um ihre Anzahl so sehr ich kann zu vermehren.

S. Bei der Juno, ich bezeuge Dir meine Achtung dafür, daß du nicht Schätze von Gold und Silber denen der Weisheit vorgezogen hast: denn man sieht, daß du überzeugt bist, Silber und Gold könne im geringsten die Menschen nicht veredeln, wol aber die Aussprüche weiser Männer ihre Besitzer mit Tugend bereichern. (Und Euthydem freuete sich, da er dieß hörte, in der Meinung, Sokrates halte ihn für einen Mann, der sich auf dem geraden Wege zur Weisheit befinde.)

S. (Seine Freude über dieß Lob bemerkend.) In welchem Fache, Freund Euthydem, wünschest du denn geübt zu werden; und wozu sammelst du diese Schriften? (Als Euthydem schwieg, und sich auf eine Antwort besann, fuhr Sokrates fort:) Etwa um Arzt zu werden? denn auch Aerzte haben bekanntlich vieles geschrieben.

E. Nein, das ist nicht meine Absicht.

S. Vielleicht willst Du aber Dich zum Baumeister bilden? denn auch Kenntniß der Baukunst kann der Gelehrte nicht entbehren.

E. Auch das nicht.

S. Willst Du denn etwa, wie Theodor, ein geschickter Landmesser werden?

E. Auch kein Landmesser.

S. Aber vielleicht ein Sternkundiger?

(E. Nein.)

S. Etwa denn Gedichte deklamiren und absingen lernen; denn auch Homers Gesänge hast Du, wie ich höre, angeschafft —?

E. Nein, wahrhaftig nicht! denn ich weiß, daß die Rhapsodisten (die dieß thun,) zwar Verse genau herzusagen wissen, selbst aber einfältig sind.

S. Ohne Zweifel strebst Du, mein Euthydem, nach den Vorzügen, wodurch man zum Politiker, zum Oekonomen, zum brauchbaren Regenten sich eignet, und andern Menschen sowol als sich selbst nützlich wird?

E. Dieß ist eben der Vorzug, lieber Sokrates, nach dem ich eifrigst trachte.

S. Bei Gott, es ist die schönste und wichtigste Kunst, der Du Dich widmest: denn sie ist die Kunst der Könige; sie heißt die Königin der andern. Hast Du denn auch wohl überlegt, ob es möglich sey, daß man, ohne ein gerechter Mann zu seyn, darin etwas leiste?

E. Ja freilich; denn ohne Gerechtigkeit kann man ja nicht einmal ein guter Bürger seyn.

S. Wie aber? Du hättest Dir schon diesen Vorzug erworben?

E. Ich glaube an Gerechtigkeit keinem nachzustehen.

S. Hat es denn mit den Werken gerechter Menschen etwa eine ähnliche Bewandtniß, wie mit denen der Zimmerleute?

E. So ist es.

S. Können denn etwa die Gerechten ihre Werke eben so, wie Zimmerleute die ihrigen, vorzeigen, und auseinander setzen?

E. Wie sollte ich nicht die Werke der Gerechtigkeit darstellen können? Kann ich doch ohne Zweifel ungerechte Thaten nachweisen, deren wir an jedem Tage nicht wenig hören, und sehen.

S. Wollen wir nicht auf dieser Seite ein G., auf jener ein U. setzen *); und dann jede That, die uns gerecht zu seyn scheint, unter das G., jede ungerechte aber unter das U. schreiben?

*) Sokrates will der Deutlichkeit wegen mit dem ersten Buchstaben die gerechten, mit dem andern die ungerechten Handlungen, wie unter gewissen Rubriken, bezeichnen. Im Texte steht natürlich ein Δ u. A (δικαιος u. ἀδικος) dafür.

E. Wenn Dir ein solches Erklärungsmittel nöthig scheint, so magst Du es thun!

Sokrates schrieb, wie er gesagt hatte, und fuhr fort: Findet man nicht unter den Menschen die Lüge?

E. Ja freilich.

S. Wohin sollen wir diese denn setzen?

E. Natürlich unter die Ungerechtigkeit.

S. Gibts nicht auch Betrügereien?

E. Ja freilich.

S. Wo sollen diese stehen?

E. Natürlich ebenfalls unter der Ungerechtigkeit.

S. Auch die Frevelthaten?

E. Auch diese.

S. Auch den Freiheitsraub?

E. Auch diesen.

S. Keine dieser Handlungen, Euthydem, sollte der Gerechtigkeit zugeschrieben werden?

E. Es wäre ja entsetzlich (wenn dieß geschähe!)

S. Wie aber, wenn ein erwählter Feldherr einen ungerechten und feindseligen Staat unterjocht hätte, würden wir ihn der Ungerechtigkeit beschuldigen?

E. Freilich wol nicht!

S. Würden wir nicht sagen, er handle gerecht?

E. Allerdings.

S. Wie aber, wenn er im Kriege gegen sie einen Betrug spielte?

E. Auch dieß wäre gerecht.

S. Wenn er ferner ihre Güter entwendete und raubte, würde er nicht gerecht handeln?

E. Ja wol; aber ich setzte anfangs voraus, daß Du diese Fragen nur von dem Verhältnisse zu Freunden verständest.

S. Könnte mithin nicht alles, was wir der Ungerechtigkeit zuschreiben, auch unter die Gerechtigkeit gesetzt werden?

E. So scheint es.

S. Wenn Du willst, so bestimmen wir daher das eben Festgesetzte noch einmal so, daß ein solches Verfahren zwar gerecht gegen Feinde, aber gegen Freunde ungerecht sey; und daß man gegen diese so arglos als möglich handeln müsse —?

E. Ohne Zweifel.

S. Wie, wenn nun ein Feldherr das Heer muthlos sähe, dann fälschlich vorgäbe, es wären Hülfstruppen im Anmarsch, und durch

diese Lüge den Unmuth der Krieger stillte, wohin würden wir diesen Betrug setzen?

E. Ich glaube unter die Gerechtigkeit.

S. Wenn jemand seinem der Arzenei bedürftigen Sohne, der nicht einnehmen wollte, die Medicin als Nahrungsmittel gäbe, und vermittelst einer Lüge den Sohn gesund machte, worunter wäre dieser Betrug zu rechnen?

E. Meines Bedünkens unter dieselbe Rubrik.

S. Wenn ferner jemand einem muthlosen Freunde, aus Furcht, daß er sich umbringen möchte, ein Schwerdt, oder etwas Anderes der Art, gestohlen oder entwandt hätte, wozu würde dieß gerechnet werden müssen?

E. Bei Gott, auch dieß gehört zu der Gerechtigkeit.

S. Sagst Du denn nun auch, daß man selbst nicht gegen die Freunde in jedem Falle unverstellt handeln müsse?

E. Auch das darf man wahrlich nicht. Ich nehme aber, wenn Du es erlaubst, zurück, was ich vorhin sagte.

S. Das muß Dir weit eher erlaubt seyn, als eine unrichtige Voraussetzung. — Wer aber ist (daß wir auch dieß nicht aus der Acht lassen)

von denen, die ihre Freunde zum Nachtheile derselben betrügen, der Ungerechtere — wer es freiwillig, oder wer es unabsichtlich thut?

E. Wahrlich, lieber Sokrates, ich traue nun meinen Antworten nicht mehr; denn auch alles vorhin Gesagte scheint mir anders sich zu verhalten, als ich damals glaubte. Dennoch will ich gestehen, daß der absichtliche Lügner ungerechter sey, als der unfreiwillige.

S. Glaubst Du, daß eine Erlernung und Wissenschaft der Gerechtigkeit, wie der Buchstaben, möglich sey?

E. Ich glaube es.

S. Wem aber trauest Du mehr Kenntniß der Buchstaben zu, dem, der freiwillig im Lesen und Schreiben Fehler macht, oder dem, der es unversehens thut?

E. Dem freiwillig Fehlenden; weil dieser nach Belieben die Fehler auch vermeiden könnte.

S. Ist denn also nicht dieser absichtlich Fehlende ein Kenner der Buchstaben, jener aber ihrer unkundig?

E. Wer wollte daran zweifeln?

S. Kennt nun der freiwillige Lügner und Betrüger, oder ein unabsichtlich Täuschender die Gesetze der Gerechtigkeit?

E. Offenbar der Erstere.

S. Gestehst Du denn nicht, daß der Kenner der Buchstaben der Schrift kundiger sey, als wer sie nicht kennet?

E. Ja freilich.

S. Daß aber auch der Mann, dem die Gesetze der Gerechtigkeit bekannt sind, gerechter sey als jener, der sie nicht kennet?

E. Es kommt mir so vor: aber auch darüber kann ich mich, wie es scheint, nicht deutlich erklären.

S. Wie aber? Wenn jemand, der ein wahres Urtheil aussprechen wollte, von einerlei Subject nicht einstimmige Prädikate aussagte, sondern, indem er einerlei Gegend meinte, sie bald östlich bald westlich nennte, und wenn er einen und denselben Vernunftgrund angäbe, bald mehr bald weniger daraus folgerte: was würdest du von diesem halten?

E. Er würde offenbar zeigen, daß er nicht verstände, was er zu wissen sich einbildete.

S. Kennst Du wol Menschen, denen man Sclaven-Sinn zuschreibt?

E. Ja freilich.

S. Thut man dieß ihrer Weisheit oder Rohheit wegen?

E. Ohne Zweifel der Rohheit wegen.

S. Erhalten sie denn diesen Namen etwa daher, weil sie nicht in Erz zu arbeiten verstehen?

E. Daher freilich nicht.

S. Aber etwa von ihrer Unkunde des Zimmerhandwerks?

E. Auch darum nicht.

S. Vielleicht wol, weil sie im Schusterhandwerke nicht geübt sind?

E. Aus keinem einzigen dieser Gründe; denn im Gegentheil sind gerade die mehrsten dieser Handwerker solche Menschen, denen man Sclaven-Sinn *) zuschreibt.

S. Ist es also nicht eine Benennung derer, die nicht wissen, was Schön, Gerecht und Gut ist?

*) Das Wort ἀνδραποδώδεις bedeutet nach seiner Ableitung zwar einen Sclavischen, sclavisch Erzogenen (im weiteren Sinne); darf aber hier nur von der Unwissenheit und Verstandesrohheit, deren Folge zwar oft auch sclavische Unterwerfung unter thierische Lüste ist, die sich aber doch auch ohne diese Untugend denken läßt, verstanden werden. Es entspricht dem illiberalis, servilis der Römer, als Gegensatz des homo ingenuus und liberalis. Im Deutschen bezeichnet aber Sclavensinn gemeiniglich nur thierischen Frohndienst der Sinnlichkeit.

E. So scheint es mir.

S. Müssen wir also nicht mit aller Anstrengung zu verhüten suchen, daß wir nicht Sclaven werden?

E. Ja bei den Göttern! lieber Sokrates; ich glaubte schon fest, einer Philosophie meinen Fleiß zu widmen, wodurch ich über die Pflichten eines nach Rechtschaffenheit und Veredelung strebenden Mannes gründlich belehrt zu seyn wähnte; wie muthlos aber muß ich nun nicht werden, da ich sehe, daß ich durch meine Vorarbeiten noch nicht einmal in den Stand gesetzt bin, deine Fragen über die Grundsätze zu beantworten, worüber ich am meisten belehrt seyn sollte; und auch keinen andern Weg habe, auf dem ich zur bessern Einsicht gelangen könnte.

S. Sage mir, lieber Euthydem, bist Du wol einmal zu Delphi gewesen?

E. Allerdings, schon zweimal.

S. Sahest Du denn wol die Inschrift des Tempels: „Lerne dich selbst kennen!" — ?

E. Ja freilich.

S. Hast Du Dich denn um den Sinn dieser Inschrift nie bekümmert, oder achtetest Du darauf, und warest ernstlich beflissen, Dich selbst kennen zu lernen?

E. Nein, bei Gott nicht! Denn, wer ich selbst sey, glaubte ich schon zu wissen, und schwerlich würde ich irgend etwas Anderes verstehen, wenn ich mich nicht einmal selbst kennte.

S. Scheint Dir denn jeder Selbstkenntniß zu haben, der nur seinen Namen weiß, oder, der eben so (wie die Pferdekäufer, welche nicht eher das Thier, was sie kennen lernen wollen, beurtheilen zu können glauben, bis sie gesehn haben, ob es folgsam oder störrig, stark oder schwach, behende oder langsam sey, und bis ihnen die andern zum Gebrauche des Pferdes bequemen oder untauglichen Eigenschaften bekannt sind) sich selbst in Rücksicht auf seine Brauchbarkeit für die Menschen beurtheilt, und so seine Kraft kennen lernt?

E. Mir kommt es freilich so vor, als ob ein Mensch, der seine Kraft nicht kennt, sich selbst verkenne.

S. Ist es Dir denn nicht auch einleuchtend, daß Selbstkenntniß den Menschen die größten Vortheile, Selbstbetrug aber ihnen den größten Schaden verursache? Denn wer sich selbst kennt, weiß, was ihm nöthig ist, und beurtheilt, was er zu leisten vermöge, und was seine Kraft übersteige; bekannt mit dem, was er

unternimmt, schafft er das Nöthige herbei, und richtet glücklich sein Werk aus; indem er dagegen unterläßt, was er nicht versteht, vermeidet er Fehltritte, und kommt nicht in Gefahr, sein Unternehmen mißlingen zu sehen; eben daher weiß er auch andre Menschen zu erproben, und verschafft sich durch den Umgang mit ihnen Vortheile, indem er zugleich Nachtheile dadurch abwendet: Leute aber, die jene Kenntniß nicht haben, und in der Beurtheilung eigner Kraft sich täuschen, sind der Kunst des Umgangs mit Andern, und der Verwaltung menschlicher Geschäfte eben so unkundig; kennen weder ihre Bedürfnisse, noch ihre Unternehmungen, noch die Leute, mit denen sie umgehen, und indem sie in jedem dieser Verhältnisse Fehler begehen, entfernen sie sich vom Glücke, und fallen ins Unglück. Jene, die mit dem unternommenen Geschäfte bekannt sind, werden durch das Gelingen desselben berühmt und geehrt, und nicht nur wird ihr Umgang von ihres Gleichen gesucht, sondern auch Andre, denen die Geschäfte mißlingen, wünschen mit ihnen über sich selbst zu berathschlagen; räumen ihnen willig den Vorrang ein; setzen auf sie ihre Hoffnung, und lieben sie eben darum herzlicher als irgend einen Andern. Solche dagegen, die

ihres Geschäftes unkundig sind, ziehen sich nicht nur schon durch die schlechte Wahl, und durch das Verfehlen ihres Zweckes Nachtheil und Strafe zu, sondern werden auch ehrlos und lächerlich dadurch; leben verachtet und ruhmlos. Auch Städte werden ja, wie Du siehest, wenn sie ihre Macht verkennen, und Mächtigere zu bekriegen wagen, bald verheeret, oder unter das Sclaven-Joch gebeuget *).

E. So gestehe ich Dir denn, ehrwürdiger Sokrates, daß die Selbstkenntniß auch in meinen Augen einen sehr bedeutenden Werth habe; wie man es aber anfangen müsse, sich selbst zu betrachten, das, hoffe ich, werdest Du mir gütigst erklären wollen.

S. Du kennst also überhaupt nicht die Natur des Guten und Bösen?

E. Beim Zeus, die ist mir wohl bekannt! Denn wenn ich auch diese nicht einmal zu bestim-

*) Xenophon wird dem geübten Denker hier, und in manchen andern Stellen, redselig und ermüdend scheinen. Aber zugleich kann die Ausführlichkeit und gute Ordnung entweder die Treue, womit er seines Lehrers Worte wiederholte, oder den Ernst, womit er nach Sokratischer Anleitung über Gegenstände der Art dachte, beweisen. Man bedenke ferner, daß manche itzt schon überall bekannte Begriffe damals erst gebildet wurden.

men wüßte, so wäre ich ja verworfener als ein Sclave.

S. Wohlan denn, so erkläre sie auch mir!

E. Das ist ja nicht schwer. Zunächst halte ich schon die Gesundheit für gut, Krankheit für ein Uebel*); demnach sind auch die Beförderungsmittel des Einen oder des Andern — Speisen, Getränke und Gewohnheiten, wenn sie Gesundheit bewirken, etwas Gutes, wenn sie aber Krankheit verursachen, Uebel.

S. Folglich sind auch Gesundheit und Krankheit, wenn sie zu einem guten Zwecke führen, gut; wenn sie dagegen Böses veranlassen, übel.

E. Wie könnte aber Gesundheit wol Ursache eines Uebels, Krankheit Mittel zu einem guten Zwecke seyn?

S. Wahrhaftig doch dann wol, wenn z. B. Menschen, die, im Vertrauen auf ihre Stärke,

*) Euthydem, noch zu wenig im Denken geübt, als daß er den Begriff des Guten und Bösen bestimmen könnte, gibt lieber ein Beispiel von beiden, und spricht, wie alle Anfänger, in concreto; verwechselt aber auch in diesem Beispiele das Böse mit dem Uebel — Begriffe, die doch wesentlich verschieden sind. Daß er aber relative und absolute Güter nicht unterscheidet, die Sokrates selbst nicht trennte, darf keinen wundern.

sich in einen schimpflichen Feldzug, eine gefährliche Seefahrt und ähnliche Unternehmungen einlassen, darin umkommen; Andre aber, die aus Schwäche sich davon lossagten, unbeschädiget bleiben.

E. Deine Bemerkung ist wahr. Du weißt indeß auch, daß an den Vortheilen jene ihrer Stärke wegen Theil nehmen, diese aber Schwäche halber davon ausgeschlossen sind.

S. Was also bald nützet, bald schadet, ist nicht weniger übel als gut.

E. Beim Zeus, nach diesem Maaßstabe gemessen, nicht minder das Eine als das Andre. Aber Weisheit *), lieber S., ist doch wol ohne allen Zweifel etwas Gutes. Denn welches Geschäft sollte nicht der weise (gebildete, erfahrne, geschickte) Mann besser, als der unweise ausrichten?

S. Wie? Hast Du denn vom Dädalus nicht gehöret, daß er, seiner Geschicklichkeit we-

*) Aus dem von Sokrates gleich darauf angeführten Beispiele erhellet, daß σοφια nicht bloß Weisheit im engeren und neuerlich bestimmten Sinne, sondern auch Klugheit — Ausbildung des Verstandes — bezeichne. Vergl. Meiners Abhandlung über σοφος, σοφια, φρονησις u. σωφροσυνη. Gött. Anz. St. 132. 1801.

gen, vom Minos ergriffen, ihm als Sclave zu dienen gezwungen, des Vaterlandes und der Freiheit beraubt ward; und bei dem Versuche, mit seinem Sohne zu entfliehen, das Kind verlor, sich selbst aber nicht retten konnte, sondern in die Fremde entführet abermals zu dienen gezwungen ward?

E. Das erzählt man freilich.

S. Hörtest Du nicht von den Leiden des Palamedes? Alle (Dichter) besingen es ja, daß er seiner Klugheit wegen vom Ulysses gehaßt und hingerichtet ward.

E. Auch dieß wird erzählet.

S. Und wie viele Andre sollten nicht ihrer Geschicklichkeit wegen plötzlich mit Gewalt aufgerafft, zum Könige *) deportirt **), und in seinem Lande zu Sclaven gemacht seyn?

E. Vielleicht aber ist Glückseligkeit das unbezweifeltste Gut, werthester Sokrates!

S. Ja freilich, Euthydem, wenn man

*) Der König schlechthin ist der Großherr von Persien, so wie Athen die Stadt genannt wird.

**) Aehnliche Auftritte waren vor Alexander dem Gütigen in Rußland nicht selten.

unter diesem Begriffe nur nicht zweideutige Güter vereinigt.

E. Wo wäre denn wol ein beglückendes Gut, das man zweideutig nennen könnte?

S. Keines ist von der Art, wofern wir nicht Schönheit, Stärke, Reichthum, Ehre, oder andre ähnliche Eigenschaften dahin rechnen.

E. Ja freilich wollen wir diese darunter zählen; denn wie könnte man ohne sie wol glücklich seyn?

S. Beim Zeus, das heißt: wir wollen Eigenschaften darunter begreifen, die manche Nachtheile und höchst beschwerliche Widerwärtigkeiten dem Menschen verursachen. Denn Viele werden ihrer Schönheit wegen von denen, die durch körperlichen Reiz in unnatürliche Gemüthsbewegung gerathen, verdorben; Andre übernehmen im Gefühl ihrer Stärke zu schwere Arbeit, und ziehen sich dadurch nicht wenig Unheil zu; noch Andre, durch Reichthum weichlich gemacht und angefochten, sinken ins Verderben; Manche endlich werden durch Ruhm und politische Macht unglücklich.

E. Nun, wenn auch meine der Glückseligkeit ertheilten Lobsprüche nicht gegründet sind, so muß ich Dir gestehen, daß ich in der That

nicht weiß, was ich von den Göttern mir erbitten müsse.

S. Darüber hast Du nun vielleicht, im festen Vertrauen auf Dein schon gegründetes Wissen, nicht nachgedacht; aber was eine Demokratie sey, weißt Du doch, weil Du Dich anschickest, Vorsteher eines demokratischen Staates zu werden, ohne allen Zweifel.

E. O freilich.

S. Scheint es Dir möglich, zu wissen, was eine Demokratie sey, ohne den Demos zu kennen *).

E. Nein, beim Zeus, das kommt mir nicht in den Sinn.

S. Was ist denn, nach Deiner Meinung, der Demos?

E. Ich verstehe darunter den armen Theil der Bürger.

S. Weißt Du auch, welche Bürger arm sind?

E. Wie sollte ich das nicht wissen?

S. Kennst Du auch die reichen?

*) Für Deutsche Leser bemerke ich, daß man Demokratie auch durch Volksherrschaft, und Demos durch Volk übersetzen könne.

E. Eben so gut als jene.

S. Welche nennst Du denn arm; welche reich?

E. Wer zu den nöthigen Ausgaben nicht Vermögen genug hat, ist, denke ich, arm; wer mehr besitzt, als dazu erfordert wird, ist reich.

S. Hast Du denn wol die Erfahrung gemacht, daß Manche an einem sehr geringen Vermögen nicht nur genug haben, sondern noch davon etwas erübrigen; Andern dagegen viele Schätze nicht genügen?

E. Bei Gott, es ist wahr! Du machst mir einen richtigen Einwurf. Denn ich kenne auch einige Tyrannen, die aus Mangel, wie die hülfsbedürftigsten Menschen, zu Ungerechtigkeiten sich genöthiget sehen.

S. Wir werden also, wenn dieß wahr ist, die Tyrannen zum Demos rechnen, Leute von geringem Vermögen dagegen, so bald sie nur gute Oekonomen sind, unter die Reichen zählen.

E. Meine Geistesarmuth zwingt mich, auch hierin Dir Recht zu geben, und ich denke, es ist am besten, daß ich schweige. Denn es kommt mir nun vor, als ob ich schlechthin nichts wüßte.

Ganz muthlos ging er dann weg; ver-

achtete sich selbst, und glaubte wirklich so ungebildet wie ein Sclave zu seyn. — Manche nun, die so vom Sokrates umgestimmet waren, setzten den Umgang mit ihm nicht länger fort; und diese hielt er für die einfältigern; Euthydem aber glaubte auf keinem andern Wege ein Mann von bedeutender Geschicklichkeit werden zu können, wenn er nicht den Umgang mit ihm anhaltend fortsetzte; er entfernte sich daher nur im Nothfalle von ihm, ahmte auch in manchen Gewohnheiten ihm nach. Wie aber dieser solche Gesinnungen bei ihm wahrnahm, brachte er ihn gar nicht mehr (durch Fragen) in Verwirrung, sondern erklärte ihm mit der größten Offenheit und Deutlichkeit, was er als den würdigsten Gegenstand seiner Wißbegierde, und als das beste Bildungsmittel seines sittlichen Betragens ansah.

Dritter Abschnitt.

Die Bildung seiner Schüler zu fertigen Rednern, tüchtigen Geschäftsmännern und erfindungsreichen Künstlern beschleunigte er indeß gar nicht; sondern vorher glaubte er sie zur

Weisheit *) anleiten zu müssen. Denn wer ohne diese sich die Fertigkeiten jener Stände erworben hätte, würde, meinte er, ungerechter und zu Frevelthaten nur desto aufgelegter seyn. Zunächst suchte er nun seine Gesellschafter über ihr Verhältniß zu den Göttern aufzuklären. Andre waren zugegen, und nahmen Theil an dem Gespräche, wenn er mit Andern diesen Gegenstand gemeinschaftlich untersuchte; ich aber war Zeuge von nachstehendem Gespräche mit dem Euthydem.

S. Sage mir, Euthydem, ist es Dir wol einmal in den Sinn gekommen zu beherzigen, mit welcher Sorgfalt die Götter, deren Hülfe die Menschen bedürfen, Alles eingerichtet haben?

E. Nein, wahrlich! das fiel mir nicht ein.

S. Du weißt doch, daß wir vor allen

*) Aus dem folgenden erhellet wieder, daß σωφροσυνη, wie das Wort σοφια, in den meisten Wort-Registern unrichtig übersetzt wurde. Es bezeichnet nicht bloß Mäßigung der Begierden und den Zustand eines leidenschaftlosen Gemüthes, sondern diese ist nur ein Theil der σωφροσυνη, welche, aus φρην und σωος zusammengesetzt, die Gesundheit und Lauterkeit des Verstandes und Herzens (mentem sanam) — Weisheit — ausdrückt. Was wäre auch wol unter einer Mäßigung περι θεους zu denken?

Dingen des Lichtes bedürfen, welches die Götter uns leuchten lassen?

E. Ja freilich; denn hätten wir dieß nicht, so würden wir, der Einrichtung unsrer Augen wegen, den Blinden gleich seyn.

S. Aber wir bedürfen auch der Ruhe, und sie verleihen uns deswegen die Nacht, als den schicklichsten Zeitpunkt zur Erholung *).

E. Auch dieß Geschenk ist ohne Zweifel dankenswerth.

S. Da die Sonne mit ihrem Lichte die Stunden des Tages erhellet, und jeden Gegenstand im deutlichsten Lichte zeigt; der Nacht aber, ihrer Dunkelheit wegen, weniger zu trauen ist, so erhoben sie nächtliche Gestirne, um uns die Stunden der Nacht zu erhellen; und, nicht wahr? auch dadurch können wir manches Bedürfniß leichter befriedigen?

E. Es ist nicht zu läugnen.

*) Wirklich ist, wie man aus diesem Gespräche abnimmt, von nun an weniger Spitzfindigkeit in den Worten des Sokrates, da, wie Xenophon meldet, die Absicht, den Euthydem seiner Unwissenheit zu zeihen, weggefallen war.

S. Aber der Mond bestimmt *) uns nicht bloß die Stunden der Nacht, sondern auch die Theile der Monate.

E. Ja freilich.

S. Wenn sie nun ferner, da wir auch Nahrung bedürfen, diese der Erde entsprießen lassen, und zu diesem Zwecke dienliche Jahreszeiten geben, die nicht bloß vielen und mannichfaltigen Bedürfnissen abhelfen, sondern auch unser Gemüth erheitern?

E. So zeugt allerdings auch dieß von Menschenliebe.

S. Wenn sie überdieß uns Wasser verleihen **), dessen Nutzen so groß ist, daß alle uns zuträgliche Nahrungsmittel dadurch im Erdboden

*) Der Ausdruck φανερα ποιειν, der hier sowohl auf die Stunden der Nacht, als auf die Theile des Monats bezogen wird, kann sowol erhellen, als bestimmen, verdeutlichen bezeichnen. Man hat also die Wahl, ob man auch übersetzen will: Es gibt uns nicht bloß Licht in den Stunden der Nacht, sondern zugleich in Berechnung der Theile des Monats.

**) Wie wenig dergleichen Argumentationen für eigentliche Beweise zu halten sind, und wie sehr ihre Gültigkeit nach einer kritischen Prüfung in Zweifel gezogen werden kann, zeigt Kant in der Kritik der Urtheilskraft deutlich genug. Aber den religiösen Glauben zu wecken, zu unterhalten und lebendiger zu machen, sind sie sehr geeignet.

und zu bestimmten Jahrszeiten erzeugt werden und gedeihen; daß es nicht nur an sich zur Nahrung unsers Körpers dient, sondern auch mit allen Speisen vermischt, sie kräftiger, wirksamer und wohlschmeckender macht; wenn sie endlich, da wir es am meisten bedürfen, es uns im reichlichsten Maaße ertheilen?

E. So ist auch dieß ein Beweis ihrer Fürsorge.

S. Wenn sie im Feuer uns ein Mittel gegen Kälte sowol, als gegen Finsterniß, und ein zu jeder Kunst und allen nützlichen Fabriken behülfliches Element geben? (Um kurz von der Sache zu reden, ohne Feuer können doch die Menschen kein bedeutendes Lebensbedürfniß bereiten.)

E. Auch dieser Beweis von Menschenliebe ist überschwenglich groß.

S. Wenn sie auch rings um uns ein so weites Meer von Luft ausströmen, daß diese nicht nur unserm Leben Schutz und Nahrung gibt, sondern auch die Fahrt über den Ocean, und den Transport der Lebensmittel durch Reisen in die verschiedensten Länder möglich macht: wie sehr übersteigt dann ihre Güte nicht allen Ausdruck? Ja sie ist unaussprechlich! — Wenn

ferner die Sonne, nach ihrer Umkehr im Winter *), sich uns wieder nähert, manches zum Gedeihen bringt; Andres zur Reife trocknet, wann seine Zeit gekommen ist; und nach dieser Wirkung nicht näher rücket, sondern sich abwärts neiget, um nicht durch unnöthige Hitze uns zu beschädigen; dann nach ihrer Entfernung (wann es uns fühlbar geworden ist, daß wir beim weitern Fortrücken derselben vor Kälte erstarren würden) sich abermals umwendet, näher kommt **), und bis in die Region des Himmels wiederkehrt, wo sie am meisten uns nützen kann —?

E. Ja, beim Zeus! so sieht auch dieß einer zum Vortheil der Menschen getroffenen Veranstaltung ähnlich.

S. Wenn sie dabei nun, weil wir doch ohne Zweifel den plötzlichen Wechsel der Hitze und Kälte nicht ertragen würden, die Sonne sich so allmählich nähern, und so allgemach wie-

*) Winter-Solstitium.

**) Sokrates glaubt nach dieser Stelle, wofern er nicht seine vielleicht richtigern Vermuthungen absichtlich, als unnütz zum vorgesetzten Zwecke, verschweiget, an eine Umdrehung der Sonne um die Erde — nach der damals herrschenden Theorie des Bauern-Verstandes.

der entfernen lassen, daß wir die Versetzung in beide Extreme nicht merken?

E. Ich denke jetzt eben darüber nach, ob wol die Götter eine andere Absicht dabei haben, als die Menschen zu versorgen; und der einzige Umstand, daß auch die andern Geschöpfe daran Theil nehmen, steht mir im Wege *).

S. Ist es aber nicht ebenfalls einleuchtend, daß auch diese der Menschen wegen erzeugt und genährt werden? Denn welches andre Geschöpf zieht so viele Vortheile von Ziegen, Schweinen, Pferden, Rindern, Eseln und andern Thieren, als der Mensch? Meines Erachtens sind diese Vortheile größer, als die, welche das Pflanzenreich ihnen gewährt **); denn einmal nähren sie sich, und machen nützlichen Gebrauch sowol von jenen, als von diesem; manche Menschenklassen aber benutzen die Erzeugnisse der Erde nicht zu ihrer Nahrung, leben aber von der Milch, dem Käse und Fleische der Heerden; überall aber

*) näml. um die Frage zu verneinen.

**) Diese Behauptung möchte wohl, wie manche, unhaltbar befunden werden, wenn man die großen Vortheile, welche das Pflanzenreich nicht bloß als Nahrungsquelle, sondern auch als ein unermeßliches Magazin von Stoffen für die Manufacturen, liefert, in Anschlag bringt.

zähmt und bändigt man die brauchbaren Thiere, und bedient sich ihrer Hülfe im Kriege und zu andern Geschäften.

E. Auch darin gebe ich Dir Recht; denn ich sehe, daß sogar solche Thiere, die weit stärker als wir sind, den Menschen so folgsam gemacht werden, daß man zu allen beliebigen Absichten sie gebrauchen kann.

S. Wenn nun die Götter, bei der Menge schöner und nützlicher Gegenstände, deren Natur aber so verschieden ist, uns Menschen gerade die zur Wahrnehmung eines jeden zweckmäßigen Empfindungswerkzeuge, wodurch wir jegliches Gute genießen können, ertheilten; wenn sie ferner uns Vernunft gaben, wodurch wir über sinnlich empfundene Gegenstände nachdenken, uns daran erinnern, die Nutzbarkeit eines jeden kennen lernen, und manche Mittel zum Genusse des Guten und zur Abwendung des Uebels erfinden können; wenn sie uns endlich dazu das Sprachvermögen verliehen, wodurch wir auf dem Wege der Belehrung einander alles Gute mittheilen, Gesetze geben, und den Staat verwalten können?

E. In jeder Hinsicht, lieber Sokrates,

scheinen die Götter für den Menschen angelegentlich zu sorgen.

S. Wenn sie, da wir unmöglich vorher wissen können, was in der Zukunft uns frommet, uns darin selbst zu Hülfe kommen, indem sie durch Wahrsagekunst den Fragenden die Zukunft enthüllen, und das beste Verfahren für dieselbe anrathen *)?

E. Mit Dir, mein Sokrates, verfahren sie, wie es scheinet, noch gnädiger, als mit andern Menschen, da sie selbst ungefragt Dir vorhersagen, was zu thun und zu lassen sey.

S. Daß ich indeß Wahrheit sage, wirst auch Du, lieber Euthydem, inne werden, wofern Du nicht wartest, bis Götter in leibhafter Gestalt (in Person) Dir erscheinen, sondern wenn es Dir genügt, in der Betrachtung ihrer Werke sie zu verehren, und anzubeten **). Bedenke aber,

*) Daß auch Sokrates, nicht sowohl um Anstoß zu vermeiden, als vielmehr aus Ueberzeugung Orakel einholte, ist schon im ersten Buche erzählet. Mit diesem Glauben stand auch seine besondre Meinung von einem ab- und zurathenden Genius in Verbindung. Wenn er indeß die Götter selbst für Urheber der von Priestern ertheilten Orakel erklärte, so sieht man, daß er sich von den Vorurtheilen seiner Zeit nicht ganz frei gemacht hatte.

**) Wem würden bei dieser Stelle und besonders bei der

daß die Götter selbst sich so zu erkennen geben. Denn weder die andern wohlthätigen Dämonen erzeigen uns irgend eine ihrer Gutthaten durch persönliche Erscheinung, noch wird „Er, der das ganze Weltall ordnet, und zusammenhält, in welchem alles Schöne und Gute sich vereinet; der seinen Verehrern ewige Wohlfahrt, Gesundheit und Jugend verleihet, und schneller als ein Gedanke auf eine durchaus tadellose Art zu Hülfe kommt" — noch, sage ich, wird Er, obgleich wir ihn die größten Wunder thun sehen, jemals persönlich von uns bei dem Geschäfte der Naturverwaltung wahrgenommen. — Bedenke ferner, daß auch die dem Anschein nach Allen sichtbare Sonne den Menschen nicht erlaubt, sie genau zu beschauen, sondern dem, der unbescheiden sie anzublicken sich erkühnte, das Gesicht rauben würde *).

nun folgenden nicht die herrlichen und fast ganz gleichlautenden Worte eines Paulus in seiner zu Athen gehaltenen Rede, wie so mancher schöne Ausspruch unsrer heiligen Schriften, einfallen? Ich hätte manche veraltete Ausdrücke (z. B. inne werden) vermieden, wenn ich nicht absichtlich zur Vergleichung solcher Stellen auffordern wollte.

*) Aus dieser und der bald folgenden Stelle, wo von der

Auch wirst Du bemerken, daß der Gottheit Diener unsichtbar sind *); Denn daß der Blitz von oben herabfährt **), und Alles, was er antrifft, zertrümmert, ist zwar bekannt; aber man sieht weder, wie er herabkommt, noch wie er zerschmettert und darauf verschwindet; so auch die Winde: sie selbst sehen wir nicht, aber ihre Wirkungen sind offenbar, ihre Ankunft ist merklich ***). Doch auch des Menschen Seele, die, mehr als irgend ein anderer Theil unsers Wesens, der göttlichen Natur verwandt ist ****), führt zwar unleugbar die Herrschaft in uns, wird aber selbst nicht wahrgenommen. Dieß

Unmöglichkeit den menschlichen Geist sinnlich wahrzunehmen, die Rede ist, ward Manches in unsre Katechismen zur Beantwortung des Einwurfes, daß man doch Gott nicht sehen könne, entlehnet. — Irre ich nicht, so liegt in den Worten: „der seinen Verehrern ewige Jugend und Wohlfahrt verleihet", der Beweis, daß Sokrates eine Unsterblichkeit glaubte; wofern nicht seine Rede auf einzelne mythische Wunder hindeutet.

*) Also auch Sokrates dachte sich, in sofern er Blitze und Winde personifiziret, und Diener Gottes nennet, etwas der Jüdischen Lehre von den Engeln Aehnliches.

**) Nach der gemeinen Vorstellung von herabgeworfenen Donnerkeilen.

***) Wieder fast ganz entsprechend einem biblischen wohlbekannten Spruche.

****) S. den 4ten Abschnitt des ersten Buches. Vergl. Cicero's Tuscul. Unters. 5, 38, wo es heißt:

muß man bedenken, und die unsichtbaren Mächte nicht geringschätzen, sondern, aus den Wirkungen von ihrer Gewalt überzeugt, die Gottes-Kraft verehren.

E. Mein fester Entschluß, lieber Sokrates, ist freilich, nicht das Mindeste an der Gottesverehrung fehlen zu lassen *); aber dieß erwecket mir Unmuth, daß auch nicht ein einziger Mensch die Wohlthaten der Götter mit einer angemessenen Vergeltung **) erwiedern kann.

S. Darüber sey nur nicht muthlos, guter Euthydem; denn Du weißt, daß der Gott zu Delphi auf die Frage: wie man den Göttern dienen müsse — antwortet: „dem Staatsgebrauche gemäß." Nun ist es ja überall herrschender (zum Gesetze gewordener) Brauch, nach Vermögen der Götter-Gnade durch Opfer zu erwerben †). Und wie könnte man wol auf eine schönere und ehrfurchtsvollere Art den Göttern

„Des Menschen Seele, dem göttlichen Geiste entnommen, kann mit keinem andern Wesen, als mit der Gottheit selbst, wofern dieß nicht Entweichung ist, verglichen werden."

*) eig. im Geringsten die Gottheit nicht aus der Acht zu lassen.

**) würdigem Danke.

†) S. des ersten B. 3ten Abschn. Vergl. Cicero de leg. I. 16.

dienen, als durch Beobachtung der von ihnen selbst anbefohlenen Weise? Aber weniger, als man vermag, muß man freilich nicht leisten: denn wer dieß thut, zeigt ja deutlich genug, daß er die Götter nicht ehret. Wenn man nun so keine Gelegenheit, die Götter, nach Maaßgabe seines Vermögens zu ehren, versäumet, dann erwarte man mit zuversichtlicher Hoffnung die größesten Güter; denn kein Vernünftiger wird doch wol von andern Wesen sich mehr Gutes versprechen, als von denen, die ihm am nützlichsten seyn können, noch wird er Andern lieber als diesen gefallen wollen *). Wie aber kann er sie leichter sich zu Freunden machen, als durch den willigsten Gehorsam gegen ihre Befehle **)?

Durch solche Reden, und durch ein denselben gemäßes Leben, bildete er seine Anhänger zu frömmern und weiseren Menschen.

*) Wie genau übereinstimmend mit dem bekannten Spruche: Fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten ꝛc.

**) „Nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! werden ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun."

Vierter Abschnitt.

Aber auch über die Gerechtigkeit verschwieg er nicht seine Meinung, sondern legte sie durch sein ganzes Betragen an den Tag, indem er nicht bloß als Privatmann, sondern auch auf öffentlichen Posten (und als Staatsbürger *) sich den Gesetzen gemäß betrug, und nützlich machte; der Obrigkeit in jeder Forderung des Gesetzes im Staate **) sowol als auf den Feldzügen so pünktlich Folge leistete, daß er durch unverkennbare Ordnungsliebe (Gesetzmäßigkeit) sich vor Andern auszeichnete. Und als er einmal in den Volksversammlungen zum Epistaten ***) (Vorsteher) erwählt war, erlaubte er dem Demos nicht, gegen die Gesetze zu stimmen, sondern widerstand, diesen gemäß, einem Andrange des-

*) Beides begreift das Wort κοινῆ.

**) κατα πολιν als Gegensatz von ἐν στρατειαις könnte wie das Lateinische domi bellique verstanden werden — daheim und im Felde —. Doch scheint es nicht nöthig, unter πολις bloß die Stadt Athen zu denken.

***) Vergl. 1. B. 1sten Abschn.

selben, der so heftig war, daß ich glaube, kein andrer Mensch würde ihn ausgehalten haben. Eben so wenig gehorchte er den dreißig Tyrannen, als sie eine den Gesetzen widersprechende Forderung an ihn thaten. Sie untersagten ihm nämlich alle Unterredung mit Jünglingen, und verlangten von ihm und einigen Andern die Hinrichtung eines gewissen Bürgers; er aber war der Einzige, der sich weigerte zu gehorchen, weil ihr Befehl mit den Gesetzen nicht übereinstimmte. — Als ferner Melitus ihn verklagt hatte, weigerte er sich, obgleich Andre in den Gerichtshöfen die Richter um Gnade anzusprechen, ihnen zu schmeicheln, und, gegen den Willen der Gesetze, sie anzuflehen gewohnt waren, (wodurch denn freilich Manche nicht selten von ihnen losgesprochen wurden) den geringsten gesetzwidrigen Schritt von der Art zu thun; „vielmehr „wählte er, so leicht es ihm auch gewe„sen wäre, frei zu kommen, wenn er nur „ein wenig nach der herrschenden Sitte sich hätte „bequemen wollen, lieber den Tod und „Folgsamkeit gegen die Gesetze, als ein Leben, verbunden mit Uebertretung derselben. —“ Unter vielen ähnlichen Gesprächen, die er über die Gerechtigkeit mit

Andern anstellte, ist mir auch folgendes mit dem Eleer Hippias erinnerlich. Dieser kam nämlich, nach einer geraumen Abwesenheit, wieder in Athen an, und traf den Sokrates, als er eben zu gewissen Personen sagte: es wäre doch sonderbar, daß, wenn jemand einen (jungen Menschen) beim Schuster, oder Zimmermann, oder Eisenschmiede, oder Bereuter in die Lehre geben wolle, man ihm ohne Bedenken einen solchen (Meister) nachzuweisen wisse; daß man aber dagegen dem, der etwa selbst über die Gerechtigkeit belehrt seyn, oder einen Sohn, oder Hausgenossen darüber belehren lassen wolle, nicht sagen könne, an wen er sich zu wenden habe. — Bei diesen Worten versetzte Hippias, als ob er sich über ihn lustig machen wollte: Stimmest Du noch immer das alte Lied an, was ich schon längst von Dir gehört habe?

S. Ja, und was noch ärger ist, Hippias, ich sage nicht nur immer dasselbe, sondern spreche auch immer von einerlei Sache*). Du aber sagst vielleicht, wegen Deiner vielfa-

*) Ich widerspreche mir nicht; lege einerlei Prädikat einem Subjecte bei.

chen Gelehrsamkeit, niemals von einerlei Dingen dasselbe.

H. Wenigstens suche ich immer etwas Neues zu sagen.

S. Auch über Sachen, die Du schon weißt; zum Beispiel, wenn jemand Dich fragte, aus welchen und wie vielen Buchstaben der Name Sokrates bestände — würdest Du dann bald diese, bald andre nennen? Oder dem, der über Zahlen Dich fragte, und z. B. zu wissen verlangte, ob zweimal 5 zehn wäre, nicht eben so viele das eine, wie das andere Mal, angeben?

H. Ueber solche Gegenstände sind meine Aussagen, wie die Deinigen, sich immer gleich: aber was die Gerechtigkeit betrifft, so glaube ich darüber jetzt etwas vortragen zu können, wogegen weder Du selbst, noch irgend ein Andrer das Geringste einwenden kann.

S. Bei der Juno! Nach Deiner Versicherung hast Du eine Entdeckung von der größten Wichtigkeit gemacht, wenn von nun an die Richter nicht mehr widersprechende Sentenzen fällen, die Bürger über Rechtsmaterien nicht mehr uneinig seyn, alle Processe und Händel unterlassen, ganze Staaten aber ebenfalls über

rechtliche Angelegenheiten ferner nicht streiten, und Krieg führen werden. Und wie wäre es mir möglich, Dich zu verlassen, ehe ich den Erfinder eines so vortrefflichen Mittels hätte reden hören?

H. Und doch wirst Du, beim Zeus! nicht eher ihn darüber vernehmen, als bis Du selbst Deine Meinung über die Gerechtigkeit vorgetragen hast. Denn Du begnügst Dich immer damit, über Andre Dich lustig zu machen, indem Du ihnen Fragen vorlegest, und ihre Irrthümer zeigest; selbst aber willst Du Keinem Red' und Antwort geben, noch über irgend einen Gegenstand Dich erklären.

S. Wie? Hast Du nicht bemerkt, Hippias, daß ich ohne den geringsten Verzug meine Gedanken von der Gerechtigkeit äußere?

H. Wie lautet denn diese Deine Erklärung?

S. Ist es keine wörtliche, so ist es doch eine Aeußerung durch die That. Oder scheint Dir die That nicht ein zuverlässigeres Merkmal der Wahrheit zu seyn, als die Rede?

H. Ja, bei Gott, ein viel glaubwürdigeres; denn Manche führen die Gerechtigkeit im Munde, handeln aber ungerecht; aber von de-

nen, die gerecht handeln, kann auch nicht einer ungerecht seyn *).

S. Vernahmst Du denn wol jemals, daß ich ein falsches Zeugniß ablegte, oder Schikane trieb; daß ich meine Freunde, oder den Staat in Partheien verwickelte, oder irgend eine andre ungerechte Handlung verübte **)?

H. Niemals.

S. Ist denn Enthaltung von ungerechten Thaten nicht Gerechtigkeit?

H. Offenbar suchst Du auch nun schon wieder einer bestimmten Erklärung Deiner Meinung von der Gerechtigkeit auszuweichen; denn Du sprichst nicht von den wirklichen Thaten ge-

*) Allerdings sind für den billigen Richter nur Handlungen Anderer der Maaßstab ihrer Denkart, und es kümmert ihn wenig, wenn sie nur die rechtliche Ordnung nicht stöhren, ob auch die uns immer verborgene Gesinnung — als Quell der Handlungen — lauter sey. — Sonst ist freilich vom gerecht Handeln der Schluß auf eine gerechte Denkart noch nicht zulässig.

**) Ist es ein Wunder, wenn man, auch ohne Hinsicht auf viele andre Aehnlichkeiten, schon dieser Stelle wegen den Sokrates mit Jesus, den man auch keiner Sünde zeihen konnte, zu vergleichen wagte?

rechter Menschen, sondern von denen, die sie unterlassen *).

S. Aber ich meinte auch, die Abneigung vor ungerechten Thaten sey hinlänglicher Beweis der Gerechtigkeit. Bist Du indeß nicht derselben Meinung, so überlege einmal, ob folgende Erklärung Dir besser gefalle. Ich behaupte nämlich: Was den Gesetzen gemäß ist, das sey gerecht.

H. Gesetzmäßigkeit also und Gerechtigkeit sind Dir einerlei Begriffe?

S. Ja.

H. (Noch kann ich Dir nicht beipflichten **): denn) Noch weiß ich ja nicht, was Du unter Gesetzmäßig und Gerecht verstehest.

S. Du kennest doch die Gesetze des Staates?

H. Ja freilich kenne ich sie.

S. Welche erklärest Du denn dafür?

H. Verordnungen, die von den Bürgern

*) Du redest nicht positiv, sondern negativ von der Gerechtigkeit.

**) Diese Worte müssen, um das im Texte vorkommende γὰρ zu verstehen, hinzugedacht werden.

über das, was man thun und lassen soll, abgefaßt sind.

S. Würde denn nicht, wer diesen gemäß im Staate lebt, sich gesetzmäßig; wer sie übertritt, gesetzwidrig leben?

H. Allerdings.

S. Nicht auch, wer sie befolget, gerecht; wer ihnen ungehorsam ist, ungerecht handeln?

H. Natürlich.

S. Ist nun nicht, wer gerecht handelt, ein Gerechter; wer aber ungerecht sich beträgt, ein Ungerechter?

H. Wie kann aber jemand Gesetze, oder den Gehorsam gegen sie für etwas Wichtiges halten, da ihre Verfasser sie ja oft verwerfen und abändern *)?

S. Fangen nicht auch die Staaten oft Krieg an, und machen dann wieder Frieden?

H. Ja freilich.

S. Glaubst Du denn, daß die Geringschä-

*) Gewiß ein Zweifel, der dem Scharfsinne des Hippias Ehre macht. Allen Gesetzen muß eine Idee des Rechts zum Grunde liegen, und auf ewig geltende Gesetze der Gerechtigkeit müssen sich alle wirklich im Staate sanctionirten Anordnungen beziehen. Und von diesen scheint Hippias eine Ahndung gehabt zu haben.

zung, mit der Du von folgsamen Beobachtern der Gesetze deswegen sprichst, weil diese vielleicht aufgehoben werden könnten, von andrer Art sey, als wenn Du wohl disciplinirte und gehorsame Truppen deswegen tadeln wolltest, weil vielleicht Friede gemacht werden könnte? Oder willst Du auch solche Bürger tadeln, die bereitwillig ihrem Vaterlande dienen?

H. Nein, wahrlich nicht!

S. Hörtest Du wol einmal, daß der Lacedämonier Lykurg dem Spartanischen Staate nur dadurch eine von andern abweichende Verfassung gab, daß er ihn zum pünktlichsten Gehorsam gegen die Gesetze anführte? Weißt Du ferner nicht, daß diejenigen Staatsregenten, welche den Bürger am leichtesten zur Folgsamkeit gegen die Gesetze bewegen, die besten sind; und daß der Staat, in welchem die Bürger den Gesetzen am meisten gehorchen, im Frieden der glücklichste, im Kriege der unüberwindlichste ist? Aber auch Eintracht muß wol den Staaten sehr nützlich seyn; oft ermuntern ja der Rath der Alten, und die rechtschaffensten Männer, die Bürger zur Eintracht, und in ganz Griechenland schreibt das Gesetz ihnen nicht nur eidliche Versicherung derselben vor, sondern dieser Eid wird überall

wirklich geleistet. Und dieß geschieht, meines Erachtens, nicht in der Absicht, damit sie einerlei Chören den Preis zuerkennen; noch auch um dieselben Flötenspieler mit Beifall zu beehren, oder einerlei Dichtern den Vorrang einzuräumen, oder an gleichen Gegenständen Vergnügen zu finden, sondern um den Gesetzen Gehorsam zu leisten. Denn wenn die Bürger diesen treu bleiben, so gelangen die Staaten zum höchsten Grade der Stärke, und des Wohlstandes; aber ohne Eintracht kann weder das gemeine Wesen gut verwaltet, noch eine Haushaltung mit Nutzen geführt werden. Und wie könnte auch wol der Privatmann leichter den Strafen des Staates entgehen; auf welchem Wege sich größere Ehre erwerben, als durch Folgsamkeit gegen die Gesetze? Wodurch wäre er wol mehr vor dem Verluste der Processe in Gerichtshöfen gesichert? Wodurch seines Sieges über den Gegner gewisser? Wem möchte man wol lieber Geld, und Söhne, und Töchter anvertrauen? Wem könnte der ganze Staat mehr Kredit geben, als dem gesetzmäßig lebenden Bürger? Von wem hätten Eltern, Verwandte, Hausgenossen, Freunde, Mitbürger und Fremde eine gerechtere Behandlung zu erwarten?

Wem könnten Feinde sogar beim Waffenstillstande, bei Verträgen und Friedensunterhandlungen leichter Glauben beimessen? Wen wünschte man wol lieber zum Kriegsgenossen zu haben, als ihn? Wem vertraueten wol die Mitsoldaten lieber das Kommando, die Aufsicht über Besatzungen, oder ganze Städte? Von wem könnte der Wohlthäter mit größerem Rechte Dankbarkeit erwarten, als von dem Beobachter des Gesetzes? Und wem möchte man lieber wohlthun, als dem, dessen Dank man sich verspricht? Wem lieber Freundschaft, wem weniger Feindschaft beweisen, als einem solchen? Gegen wen aber auch so ungern Krieg führen, als gegen einen Mann, dessen Freund man so gern seyn möchte, und dessen Freundschaft und Bündniß die meisten Menschen eben so sehr suchen, als sie Feindschaft und Krieg mit ihm zu vermeiden suchen *)?

*) Wenn ich nicht auch in den kleinen Nüancen das Original nachzubilden suchte, so würde ich ohne Bedenken nicht bloß die langweiligen und unnöthigen Antithesen weglassen, sondern auch das Ganze in folgender kurzen Frage zusammen gefaßt haben: Wem könnte man wol in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, in friedlichen und feindlichen Verhältnissen mehr Zutrauen, Liebe und Achtung versprechen, als einem den Gesetzen des Staates gemäß lebenden Bürger?

Ich erkläre also (um auf unsre erste Frage zurückzukommen) Gesetzmäßigkeit und Gerechtigkeit für gleichbedeutend. Bist Du aber vom Gegentheil überzeugt, so erkläre Dich.

H. Ich glaube in der That, ehrwürdiger Sokrates, daß meine Gedanken von der Gerechtigkeit nicht mit Deinem Vortrage in Widerspruch stehen.

S. Kennst Du auch wol Gesetze, die nicht schriftlich abgefaßt sind?

H. Ja freilich! es sind die, welche in allen Landen einerlei Gültigkeit haben.

S. Dürftest Du denn wol behaupten, daß die Menschen diese verordneten?

H. Wie wäre das möglich, da sie ja nicht alle sich versammeln können, auch nicht gleichgestimmet sind?

S. Wer sollte denn wol Urheber dieser Gesetze seyn?

H. Ich glaube, die Götter haben sie den Menschen angeordnet. Denn ein Gesetz, was für alle Menschen Gültigkeit hat, ist ja zuvörderst das Gesetz der Gottesverehrung.

S. Wird nicht auch die Verehrung der Eltern überall für Pflicht gehalten?

H. Auch diese.

S. Nicht auch die Vermeidung der wechselseitigen Begattung von Eltern und Kindern?

H. Noch leuchtet es mir nicht ein, daß auch dieß zu den göttlichen Gesetzen gehöre.

S. Wie so? Warum nicht?

H. Weil ich sehe, daß Manche es übertreten.

S. Auch gegen viele andre wird freilich gesündiget; aber die Uebertreter göttlicher Gesetze leiden dafür eine Strafe, welcher man auf keinem Wege so entgehen kann, wie wol Manche, die von einem menschlichen Gesetze abweichen, entweder dadurch, daß sie ihre Verbrechen verhehlen, oder Gewalt gebrauchen *).

H. Welcher Strafe könnten denn wol Eltern, die sich mit Kindern begatten, und Kinder, die den Eltern beiwohnen, nicht entgehen?

S. Beim Zeus, einer sehr schweren! Denn welches Unglück könnte für Menschen, die Kin-

*) Man sieht, daß Sokrates von allgemeinen Naturgesetzen für das sittliche und rechtliche Verhalten des Menschen einen Begriff hatte. Er nennet sie göttlich, einmal weil sie vor aller menschlichen Gesetzgebung da sind; ferner weil sie für jedermann Gültigkeit haben; dann vorzüglich wegen der durch die ewige Weltordnung mit Uebertretung derselben verknüpften Strafen. Die Möglichkeit dieser Uebertretung räumet er ein, weil er Freiheit des menschlichen Willens annahm.

der zeugen, empfindlicher seyn, als mit Schande Kinder erzielt zu haben?

H. Wie aber kann man sagen, daß diese mit Schande Kinder zeugen, da kein Grund denkbar ist, warum sie nicht selbst gut seyn, und ihres Gleichen bilden könnten?

S. Weil es wahrlich nicht genug ist, daß beide Eltern gut sind; sie müssen auch in der Blüthe der Körper-Kraft stehen. Oder glaubst Du, der Saame sey von gleicher Beschaffenheit bei reifen, unreifen und schon verblüheten Körpern?

H. Es ist in der That nicht wahrscheinlich.

S. Bei welchen ist er denn wol vorzüglicher?

H. Natürlich bei denen, die in der Blüthe stehen.

S. Er taugt also nichts bei unreifen Körpern?

H. Es ist freilich nicht zu vermuthen.

S. Solche dürfen auch mithin nicht Kinder zeugen?

H. Das folgt wol daraus.

S. Leute also, die während dieses Körperzustandes Kinder zeugen, thun es auf eine unrechtmäßige Art?

H. So scheint es mir.

S. Wer sollte denn wol mit Schande Kinder erzielen, wenn diese es nicht thun?

H. Auch darin bin ich mit Dir einstimmig.

S. Aber wie? Ist es nicht auch ein überall gültiges Gesetz, dem Wohlthäter seine Gefälligkeit zu erwiedern?

H. Es ist wahr.

S. Auch dieß wird indeß übertreten. Darum müssen auch die Uebertreter desselben Strafe leiden, indem sie, guter Freunde beraubt, genöthigt sind, sich denen aufzudringen, von welchen sie gehaßt werden *). Oder sind nicht Menschen, die ihren Bekannten wohlthun, gute Freunde, und werden nicht solche, die sich gegen jene unerkenntlich beweisen, ihrer Undankbarkeit wegen von ihnen gehaßt, indem sie doch wegen der großen Vortheile, die der Umgang mit solchen Personen gewährt, sich ihnen aufdringen?

H. Beim Zeus! diese ganze Ordnung der Dinge rührt her von den Göttern! Denn eben dieß, daß die Gesetze selbst sich an ihren

*) Daß so der Sinn gefaßt werden müsse, ergibt sich aus dem folgenden, obgleich die Worte: ἀναγκαζεσθαι διωκειν ἑαυτους auch so viel heißen können, als: zum gerichtlichen Streite mit erbitterten Feinden sich genöthigt sehen.

Uebertretern rächen, scheint mir einen übermenschlich weisen Gesetzgeber anzukündigen.

S. Glaubst Du denn, Freund Hippias! daß die Gesetze der Götter gerechte, oder daß sie ungerechte Thaten vorschreiben *)?

H. Ungerechte wahrhaftig nicht. Denn schwerlich kann außer der Gottheit irgend ein Wesen Gesetze der Gerechtigkeit anordnen.

S. Auch die Götter erklären also ein gerechtes und gesetzmäßiges Verhalten für gleichbedeutend. —

Durch solche Vorträge und ein damit harmonirendes Betragen bildete er seine Anhänger zu gerechteren Menschen.

Fünfter Abschnitt.

Nun etwas von der Methode, wonach er seine Schüler zu brauchbarern Geschäftsmännern bil-

*) Aus dieser, und vielen andern Stellen ergibt sich, daß Sokrates die neuere und feinere Unterscheidung gerechter Handlungen von der gewissenhaften Beobachtung solcher Pflichten, durch deren Verletzung die Rechte unsrer Brüder nicht gekränkt werden, nicht gemacht habe, oder, daß δικαιος sowohl gerecht im juridischen Sinne, als sittlich gut (den menschlichen und göttlichen Gesetzen gemäß) bedeute.

dete! Ueberzeugt, daß Selbstbeherrschung ein Vorzug im Charakter des Mannes sey, der schöne Thaten ausführen wolle, zeigte er zunächst seinen Anhängern in seiner eigenen Person das Muster eines vorzüglich abgehärteten Menschen; ermunterte aber sie auch vor Andern durch Zuredung zur Enthaltsamkeit. Denn immer war er nicht nur selbst jedes zur Tugend wirksamen Bildungsmittels eingedenk, sondern machte auch alle, die mit ihm umgingen, aufmerksam darauf. Ich erinnere mich, daß er auch einmal mit dem Euthydem folgendes Gespräch über die Enthaltsamkeit und Mäßigung *) anstellte.

S. Sage mir, Euthydem, glaubest Du, daß für den einzelnen Mann sowol, als für den ganzen Staat Freiheit ein schönes (rühmliches) und herrliches Gut sey?

E. Ein rühmlicheres kann es nicht geben.

S. Wenn nun ein Mensch von den sinnlichen Begierden (Lüsten) des Körpers beherrscht

*) Beide Begriffe (das lat. continentia, temperantia, abstinentia, modestia und frugalitas zusammengenommen) — kurz, Selbstbeherrschung in allen ihren Aeußerungen, sie mag in thätiger Abhärtung (ἀσκησις) oder leidender Genügsamkeit sich zeigen, begreift das Wort ἐγκρατεια.

wird, und, durch sie verhindert, das Beste nicht thun kann — ist er dann, Deiner Meinung nach, frei?

E. Dann am wenigsten.

S. Vielleicht also besteht Freiheit, nach Deinem Urtheil, in dem ungehinderten Vermögen das Beste thun zu können. Wenn man folglich Hindernisse in der Ausübung des Guten findet, so hältst Du dieß für einen sclavischen Zustand?

E. In jeder Betrachtung.

S. Also in jeder Hinsicht scheinen unenthaltsame Menschen Dir unfreie zu seyn?

E. Ja, so denke ich in der That darüber.

S. Glaubst Du denn, daß Unenthaltsame nur das Beste zu thun gehindert, oder auch das Schändlichste zu verüben gezwungen werden?

E. Meines Erachtens sehen sie nicht weniger sich zu dem Letztern gezwungen, als vom Erstern abgehalten.

S. Welchen Charakter müssen nun wol Herrscher haben, die das Beste verbieten, das Schlimmste mit Gewalt erzwingen?

E. Den abscheulichsten, der möglich ist.

S. Welche Sclaverei scheint Dir die schimpflichste?

E. Je schändlicher der Herrschende, desto schimpflicher finde ich jene.

S. In der schimpflichsten Dienstbarkeit sind also die Unenthaltsamen?

E. So kommt es mir vor.

S. Bist Du nicht auch der Meinung, daß Unenthaltsamkeit die Menschen von dem größten Gute — der Weisheit — zurückhalte, und zum Gegentheil hinführe? Daß sie die Aufmerksamkeit auf das Nützliche, und die Erlernung desselben durch den Reiz zu Wollüsten verhindre, und nicht selten Leute, die schon Gutes vom Bösen durchs Gefühl zu unterscheiden wissen, wankend mache, und das Schlimmere statt des Bessern zu wählen verleite?

E. Dieß ist zuweilen der Fall.

S. Wem aber, mein lieber Euthydem, könnten wir mit geringerem Rechte Weisheit (gesunden Verstand) zuschreiben, als dem Unenthaltsamen? Denn die Werke der Einen sind ja das gerade Gegentheil von den Aeußerungen der Andern.

E. Auch darin muß ich Dir Recht geben.

S. Gibt es aber wol ein kräftigeres Ge-

genmittel der Unenthaltsamkeit, als sorgfältige Beobachtung der Pflichten?

E. Freilich nicht.

S. Kennest Du auch irgend ein heilloseres Uebel für den Menschen, als das, was ihn statt des Nützlichen das Schädliche zu wählen, dieses angelegentlich zu suchen, jenes zu versäumen, bestimmet, und ihn zu einem vernunftwidrigen Betragen nöthiget?

E. Keines scheint mir gefährlicher).

S. Sollte nun Enthaltsamkeit oder Unenthaltsamkeit die Menschen zum Gegentheil bewegen?

E. Ohne Zweifel jene.

S. Nicht wahr, was zu diesem Gegentheil führet, ist doch wol von vorzüglichem Werthe?

E. Natürlich.

S. Folglich muß auch Enthaltsamkeit wol dem Menschen sehr nützlich seyn?

E. Es ergibt sich aus dem Gesagten.

S. Hast Du aber auch die Wahrheit wol einmal beherziget, Freund E.? —

E. Welche meinest Du?

S. Daß selbst zum Genusse, welchen allein sie doch den Menschen, dem Scheine nach,

verspricht, die Unenthaltsamkeit nicht einmal führen kann, und daß Mäßigung dagegen das allermeiste Vergnügen bereitet?

E. Was sagst Du?

S. Denn da unmäßige Begierde weder Hunger, noch Durst, weder den Geschlechtstrieb, noch die Schlaflosigkeit erträglich findet (wodurch doch allein Essen und Trinken und Liebesgenuß und Ruhe und Schlaf versüßt werden, wenn man nämlich gewartet und (jene Uebel) gelitten hat, bis diese Genüsse so wohlschmeckend, als möglich geworden sind) so hindert sie uns an dem wahren Genusse der nothwendigsten und alltäglichsten Freuden. Mäßigung dagegen allein gewährt, weil nur sie jene Bedürfnisse ertragen lehrt, ein nicht unbedeutendes Vergnügen an ihrer Befriedigung.

E. Deine Bemerkungen sind ohne Ausnahme richtig.

S. Aber auch von der Erlernung schöner und nützlicher Kenntnisse, und von Untersuchungen folgender Art, wie man z. B. es anzufangen habe, um seinen Körper in gute Verfassung zu setzen; seinem Hauswesen wohl vorzustehen; Freunden und dem Staate nützlich, und der

Feinde Meister zu werden — lauter Anweisungen, die nicht bloß Vortheile, sondern zugleich die schönsten Freuden verschaffen — von diesen, sage ich, haben nur die Enthaltsamen, durch Befolgung derselben, den wahren Genuß; die Unmäßigen aber nehmen an keinem (dadurch möglichen) Nutzen Antheil. Denn für wen sind wol dergleichen Lehren weniger, als für einen Menschen, der, immer beschäftigt den nächsten Vergnügungen nachzujagen, durchaus nicht das Vermögen hat, Gebrauch davon zu machen?

E. Verstehe ich Dich recht lieber Sokrates, so willst Du sagen, daß einem Menschen, der den Lüsten des Körpers unterliegt, durchaus nicht die geringste Tugend zugeschrieben werden darf.

S. (Ja freilich;) denn wodurch unterschiede sich wol der unenthaltsame Mensch von dem rohesten Thiere? Wer, ohne sich um das Edelste zu bekümmern, nur auf alle Weise nach Vergnügungen hascht, wodurch zeichnete sich der wol vor dem unvernünftigsten Vieh aus? Nur den Enthaltsamen ist es vergönnt, das Beste zu wählen, und durch Wort und That die Natur

des Guten vom Bösen zu sondern, jenes zu wählen, dieses zu meiden.

Auf dem Wege könnten nach seiner Versicherung die besten, glücklichsten, und im Vernunftgebrauche geübtesten Menschen gebildet werden. Er behauptete auch, durch eben das Wort, welches ein Gespräch bezeichne, werde (in seiner Muttersprache) darum eine Ueberlegung angedeutet, weil man in einer Zusammenkunft mit Andern, um etwas zu berathschlagen, durchs Gespräch den natürlichen Unterschied der Gegenstände bestimme *). Zu dieser Fertigkeit müsse man sich daher mit dem eifrigsten Fleiße, und der angelegentlichsten Sorgfalt vorbereiten; denn dadurch bildete man sich zum besten Regenten sowol als zum richtigsten Denker.

*) So glaube ich, um dem deutschen Leser nicht anstößig zu werden, übersetzen zu müssen. Wörtlich heißt es: er behauptete, das Wort διαλεγεσθαι werde abgeleitet von den gemeinschaftlichen Zusammenkünften, worin berathschlagende Personen durchs Gespräch den Unterschied der Gegenstände bestimmten. Allein der deutsche Leser weiß nicht, daß διαλεγεσθαι zugleich sich unterreden, und überlegen bedeutet. Hieße das Wort Dialog zugleich Ueberlegung im Deutschen, so dürfte man nur das Substantiv statt des Zeitworts wählen. — In solchen Fällen erlaubte sich selbst Garve beim Cicero eine Umschreibung.

Sechster Abschnitt.

Ich werde nun den Versuch machen, auch die Methode, wonach er seine Schüler zum richtigern Vernunftgebrauch' anleitete, zu schildern. Sokrates glaubte nämlich, wer das Wahre in jeder Sache erkannt habe, wisse auch Andern es deutlich zu machen; wer aber dieß nicht einsähe, von dem sagte er, sey es kein Wunder, wenn er selbst in Irrthum verfalle, und Andere dazu verführe. Daher untersuchte er unablässig mit seinen Schülern die wahre Beschaffenheit eines jeden Gegenstandes. Nun würde es freilich sehr mühsam und weitläuftig seyn, die Bestimmungen ohne Ausnahme, die er festsetzte, aufzuzählen; solche aber, wodurch ich den Gang seiner Untersuchungen deutlich zeigen zu können glaube, will ich mittheilen. Zunächst stellte er über die Gottesverehrung seine Betrachtungen ungefähr auf folgende Art an.

S. Sage mir Euthydem, was urtheilst Du von der Gottesverehrung?

E. Ich halte sie beim Zeus für einen der schönsten Vorzüge.

S. Kannst Du mir denn sagen, wer ein Gottesfürchtiger sey?

E. Ich halte den dafür, der die Götter verehret.

S. Ist es denn erlaubt, auf jede beliebige Art die Götter zu verehren?

E. Nein, sondern es gibt Gesetze, nach denen diese Verehrung vorgenommen werden muß.

S. Wer also diese Gesetze kennete, würde auch die Götter zu verehren wissen?

E. Ich glaube es.

S. Wer aber die Götter zu verehren weiß, wird doch wol nicht auf eine andere Art, als nach der ihm bekannten Weise, dieß thun zu müssen glauben?

E. Natürlich nicht.

S. Verehrt auch die Götter wol jemand auf eine andere Art, als auf die für pflichtmäßig gehaltene?

E. Ich zweifele.

S. Wer also die gesetzmäßigen Religionsgebräuche kennete, würde doch auch wol diesen

geheiligten Gebräuchen gemäß die Götter verehren?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer es nun so anfängt, verehrt der nicht die Götter auf eine pflichtmäßige Art?

E. Wie sollte er nicht?

S. Wer aber sie so verehret, ist doch wol gottesfürchtig?

E. Natürlich.

S. Wer also die Gesetze der Gottesverehrung kennt, den könnten wir wol mit Recht für einen Gottesfürchtigen erklären?

E. Ich sollte es denken *).

---

*) Es ist merkwürdig, daß in diesem Gespräche weder Sokrates, noch Euthydem, den Unterschied des Wissens und Thuns wahrnehmen, da doch von der Kenntniß der Religionsgebräuche bis zur gewissenhaften Beobachtung derselben noch ein großer Schritt zu thun ist. Ueberhaupt ist es Sokratischer Grundsatz: Wer etwas mit Ueberzeugung weiß, richtet sich nach dieser Wissenschaft in seinem Verhalten. Wohl der Menschheit, wenn er jemals wahr würde! —

Aber Religionsgebräuche kennen und von ihrer Verbindlichkeit überzeugt seyn, sind auch noch sehr verschiedene Begriffe. Darin aber ist die Lehre Jesu unendlich über die Sokratische Weisheit erhaben, daß sie nicht, wie diese, das Wesen der Gottesverehrung auf Beobachtung bloßer Gebräuche beschränkte. Innere und thätige Gottesverehrung ist doch wahrlich etwas ganz anderes, als diese Sokratische Eusebia. Noch ist zu

S. Ist es erlaubt, mit Menschen auf jede beliebige Art umzugehen?

E. Nein! Auch in Rücksicht auf diese benimmt sich der am rechtlichsten, der die Gesetze des Umganges mit Andern kennet.

S. Menschen also, welche diesen gemäß mit einander umgehen, thun es auf eine pflichtmäßige Art?

E. Wie könnte es anders seyn?

S. Ist denn nicht auch der pflichtmäßige Umgang ein anständiger?

E. Ohne Zweifel.

S. Leute nun, die anständig mit Andern umgehen, verrichten auch wol Geschäfte mit Menschen auf eine rühmliche Art?

E. Höchst wahrscheinlich.

S. Wer den Gesetzen gehorcht, handelt der nicht gerecht?

E. Ja freilich.

S. Weißt Du (noch), welche Handlungen man gerecht nennet?

merken, daß kein natürlicher Uebergang von einem Gegenstande zum andern in diesem Gespräche vorkommt, wodurch der Leser anfangs getäuscht wird, indem er glaubt, es sey noch von der Eusebia die Rede, wo schon vom Umgange gesprochen wird.

E. Die von den Gesetzen geboten werden.

S. Wer mithin thut, was die Gesetze heischen, handelt recht und seiner Schuldigkeit gemäß.

E. Wie sollte er nicht?

S. Nicht wahr, wer also gerecht handelt, ist ein gerechter?

E. Ich bin der Meinung.

S. Glaubst Du denn wol, daß Manche den Gesetzen gemäß leben, ohne ihre Vorschriften zu kennen?

E. Das sollt' ich nicht denken.

S. Glaubst Du aber, daß Einige, die wohl wissen, was Pflicht sey, in dem Wahne stehen, diese nicht beobachten zu müssen *)?

E. Nein.

S. Denkest Du wol, daß Manche etwas Anderes thun, als was sie thun zu müssen glauben?

E. Nein.

*) Siehe die vorherg. Anm. Der vortreffliche Sokrates findet es unbegreiflich, wie Menschen einsehen können, daß etwas Pflicht sey, ohne es thun zu wollen, und bedenkt nicht die gewaltigen Reizungen der nahen Lust, gegen welche entfernter Vortheil den sinnlichen Menschen so geringe dünkt.

S. Wer nun weiß, was in Rücksicht auf andere Menschen gesetzmäßig ist, handelt also doch gerecht?

E. Ohne Zweifel.

S. Wer aber so handelt, ist der nicht auch gerecht?

E. Wer wäre es sonst?

S. Gerechte Menschen könnten wir folglich wol als solche beschreiben, die da wissen, was im Verhältnisse zu Andern gesetzmäßig ist *).

E. So scheint es mir.

S. Wie sollen wir aber die Weisheit beschreiben? Sage mir, hältst Du den Menschen für weise (erfahren, geschickt) in einem Fache, das er versteht; oder gibt es Leute, die erfahren sind in einer Sache, die sie nicht verstehen?

*) In der That muß der deutsche Leser bei so weitläuftigen Wiederholungen einer Materie, die schon vorher in einem Gespräche mit E. abgehandelt ist, und hier nur durch die falsche Behauptung der Identität des Wissens und Thuns noch ermüdender wird, Langeweile haben. Die Vorstellung von Sokra-

E. Natürlich nur in dem Fache, wovon er Kenntniß hat. Denn wie könnte wol jemand in einer von ihm nicht verstandenen Sache geschickt seyn?

S. Geschickt sind also Leute nur durch ihre Einsicht?

E. Wie wäre es möglich, durch etwas Anderes, als durch wirkliche Einsicht, den Namen eines geschickten Mannes zu erhalten?

S. Glaubst Du denn, daß ihre Geschicklichkeit in etwas Anderm bestehe, als in dem Fache, wozu sie geschickt sind?

E. Nein, gewiß nicht.

S. Einsicht und Geschicklichkeit sind also gleichbedeutend *)?

tischer Kunst im Dialog möchte durch das öftere Ja und Nein wol auch berichtiget werden.

*) Abermals, wie die oben erklärte Stelle vom Worte διαλεγεσθαι, für den Sprachforscher eine nicht unwichtige Bemerkung über d. Wort σοφος, wodurch Erfahrung, Geschicklichkeit, Brauchbarkeit zu Geschäften, Klugheit u. d. gl. bezeichnet wird. — Das edlere Wort Weisheit darf, nach meinem Gefühle, nur dann zur Uebersetzung des griechischen σοφια gebraucht werden, wann es Fertigkeit in der höhern Vernunftwissenschaft, und ein den Grundsätzen derselben gemäßes Betragen, bedeutet; sonst σωφροσυνη genannt.

E. Ich bin der Meinung.

S. Scheint es Dir möglich, daß der Mensch die ganze Wirklichkeit verstehe?

E. Nicht einmal den kleinsten Theil derselben kann er, meines Erachtens, begreifen.

S. In allen Fächern ohne Ausnahme bewandert zu seyn, wäre also dem Menschen unmöglich?

E. Ja wahrhaftig.

S. Und jeder ist geschickt in dem Fache, das er versteht?

E. So scheint es mir.

S. Muß denn wol auf diesem Wege auch die Natur des Guten aufgesucht werden?

E. Auf welchem?

S. Glaubst Du, daß einerlei Gegenstände jedermann nützlich sind?

E. Das glaub' ich nicht.

S. Noch mehr! Scheinet nicht Manches, was diesem nutzet, jenem zu schaden?

E. Ja freilich.

S. Möchtest Du aber wol etwas Anderes für gut erklären, als was nützlich ist?

E. Gewiß nicht.

S. Das Nützliche ist also gut für den, dem es nützet?

E. So scheint es mir.

S. Könnten wir auch das Brauchbare *) wol in einem andern Sinne verstehen, als (worin man es nimmt) wenn man z. B. einen Körper, oder ein Gefäß, wenn es wirklich zweckmäßig ist, schön und brauchbar nennet? Oder kennest Du irgend etwas Anderes, das zu allen Zwecken ohne Ausnahme brauchbar wäre?

E. Nein, wahrlich nicht.

S. Ist denn ein Ding in einer andern

*) Eben das Wort, was Schönheit und das Edle in Sitten, Gesinnungen in Handlungen bezeichnet, wird auch gebraucht, um Zweckmäßigkeit, Tauglichkeit, Anwendbarkeit auszudrücken. Ueberhaupt scheint Sokrates weder von dem, was absolute Güte hat, ohne Hinsicht auf heimliche Zwecke, noch von einer in sich selbst vollendeten Schönheit, die zu keinem weitern Gebrauche dienet, einen Begriff gehabt zu haben.

Rücksicht zweckmäßig, als in Beziehung auf das, wozu man es am besten gebrauchen kann?

E. In keiner andern.

S. Das Brauchbare ist also schön oder zweckmäßig in Rücksicht auf die Absicht, wozu es gebraucht werden kann *)?

E. So scheint es mir.

S. Rechnest Du Tapferkeit unter die schönen **) Eigenschaften?

E. Für die schönste von allen halte ich sie.

S. Glaubst Du auch, daß sie zu nicht unwichtigen Zwecken ein dienliches Mittel sey?

*) Sokrates will sagen: Die Begriffe zweckmäßig und gut u. nützlich sind relativ, und können nur in Rücksicht auf den Zweck, auf die Person, die etwas gebraucht, und s. w. verstanden werden. —

Eine ästhetische Zweckmäßigkeit ohne Zweck, wie Kant sie, ob mit Recht oder mit Unrecht, bei den Werken der schönen Kunst annimmt, war für das damalige Zeitalter ein zu subtiler Begriff. Aber bemerkenswerth ist es, daß auch in der Sprache des ungelehrten Deutschen der Ausdruck: schön seyn zu etwas vorkommt.

**) καλος heißt auch rühmlich, sittlich schön.

E. Das ist sie bei Gott, zu den edelsten Zwecken.

S. Glaubst Du, sie diene in drohenden und gefahrvollen Lagen, uns diese (Gefahren) zu verbergen?

E. Nichts weniger als das.

S. Wer also dergleichen, aus Unkunde ihrer Beschaffenheit, nicht scheuet, ist wol nicht tapfer?

E. (Gewiß nicht) Denn sonst würden, beim Zeus! manche Wahnsinnige und Furchtsame wahre Helden seyn.

S. Wie aber? Wenn jemand sogar das fürchtet, was nicht schrecklich ist?

E. So hätte fürwahr dieser noch weniger Anspruch auf jenen Namen.

S. Du erklärst also Leute, die zu drohenden und gefährlichen Unternehmungen geschickt sind, für tapfer, die dazu Ungeschickten für feige?

E. Allerdings.

S. Verstehst Du aber unter den dazu Fähigen andere Menschen als solche, die sich geschickt darin zu benehmen wissen?

E. Nein, sondern nur solche.

S. Unter den feigen Menschen also Leute, die sich darin nicht zu benehmen wissen?

E. Welche denn sonst?

S. Benimmt sich denn wol jeder so, wie er es glaubt thun zu müssen?

E. Wie sollte er sich anders benehmen?

S. Wissen mithin wol Leute, die sich nicht mit Würde darin benehmen können, wie man sich betragen müsse?

E. Keinesweges.

S. Wer also weiß, wie man sich betragen müsse, der kann auch so sich betragen?

E. Nur er allein.

S. Wer ferner gar keinen Fehler begeht, benimmt der sich rühmlich in solchen Angelegenheiten?

E. Es ist mir nicht unwahrscheinlich.

S. Wer sich also schlecht benimmt, hat Fehler begangen?

E. Natürlich.

S. Tapfer wären folglich Leute, die in drohenden und gefährlichen Umständen sich mit Würde (und Geschicklichkeit) zu benehmen verständen, feige aber solche, die diese Fähigkeit nicht besitzen?

E. Mir kommt es so vor *). —

Königthum und Tyrannei — erklärte er beide zwar für Regierungsformen, hielt sie aber für verschieden. Unter jenem verstand er eine mit Bewilligung der Menschen, und nach den Gesetzen verwaltete Staatsregierung; unter dieser eine solche, die wider den Willen der Bürger, und nicht dem Gesetze, sondern dem Willen des Regenten gemäß, geführt würde. Wo die Obrigkeit aus Personen bestände, die des Gesetzes Willen erfüllten, da sey die Verfassung aristokratisch; wo aber Reichthum die obrigkeitlichen Aemter gäbe — Plutokratie — (Geldherrschaft;) wo Jeder Theil an der Regierung nähme, Demokratie. — Wenn jemand ihm in einer Behauptung widersprach, und nichts bestimmt darthun konnte, sondern ohne Beweis den Mann, von welchem er sprach, entweder für weiser, oder staatsklüger, oder tapferer erklärte, oder irgend einen andern Satz der Art vertheidigte, so führte er das ganze Gespräch

*) Daß Sokrates in diesem langweiligen Gespräche viele Worte hätte sparen, und weit früher zum Schlusse hätte kommen können, ist augenscheinlich. Dieß ganze Gespräch ist auch, wie viele andere, bloß fortlaufendes Räsonnement, und Euthydem spielt gar keine Rolle dabei.

ungefähr auf folgende Art auf einen bestimmten Streitpunkt zurück.

S. Du behauptest also, der Bürger, den Du lobest, übertreffe den von mir gelobten?

D. A. Ja das behaupte ich.

S. Wie aber? Wollen wir nicht zunächst untersuchen, worin die Pflicht eines guten Bürgers bestehe?

D. A. Laß uns das thun.

S. Nicht wahr, in der Finanz-Verwaltung würde den Vorzug behaupten, wer den Staat wohlhabender machte?

D. A. Natürlich.

S. Im Kriege aber, wer ihn den Feinden überlegen zu machen wüßte?

D. A. Wer anders?

S. Als Gesandter, wer aus Feinden Freunde machte?

D. A. Höchst wahrscheinlich.

S. Nicht auch als Volksredner, wer Empörungen stillte und Eintracht bewirkte?

D. A. So scheint es.

War nach dieser Methode *) das Gespräch

*) Xenophon gibt als Probe der Sokratischen Widerlegungs-Methode nur die Prämissen, und übergeht die daraus herfließenden Folgerungen, welche, wenn man über die Begriffe einig war, leicht gemacht werden konnten.

auf Begriffe zurückgeführet, so ward die Wahrheit auch seinen Gegnern einleuchtend. Wenn er selbst etwas ausführlich abhandelte, so ging er von den ausgemachtesten Wahrheiten aus, weil er dadurch Gründlichkeit *) in seinen Vortrag zu bringen glaubte. — Darum brachte er auch in den allermeisten Fällen, deren ich mich erinnere, so oft er einen Vortrag hielt, seine Zuhörer dahin, daß sie ihm beipflichteten. Und er sagte selbst, auch Homer lege dem Ulyß den Namen eines untrüglichen (unzweideutigen) Sprechers deswegen bei, weil er die Fähigkeit besessen habe, seine Reden an einstimmig angenommene Meinungen anzuknüpfen.

Siebenter Abschnitt.

Daß mithin Sokrates offenherzig und kunstlos die eigenen Grundsätze seinen Gesellschaftern darlegte, scheint aus dem bisher Erzählten zu er-

*) ἀσφαλεια Sicherheit vor dem Falle — (Gründlichkeit) — ist hier die Sicherheit vor Mißverständnissen, Verdrehungen und Zweideutigkeiten.

hellen *). Er war aber auch darauf bedacht, daß sie hinreichende Kenntnisse zu den Geschäften ihrer Stände mitbringen sollten, und wie er dafür sorgte, will ich jetzt zeigen. Seine vorzüglichste Sorgfalt war, so viel ich weiß, darauf gerichtet, zu erfahren, in welchem Fache ein Schüler bereits Kenntnisse erworben hätte. Was nun einem edeln, biedern Manne zu wissen geziemet, das lehrte er ihn, so weit er es verstand, mit der größten Bereitwilligkeit selbst; fehlte es ihm aber an Kenntniß in einer Wissenschaft, so führte er denselben zu Andern, die darin bewandert waren. Er zeigte aber auch, bis wie weit ein Mensch von guter Erziehung jedes Geschäftes kundig seyn müßte. Die Feldmeßkunst z. B., sagte er, müsse man so weit kennen lernen, daß man fähig sey, im Nothfall' ein Stück Landes entweder sich selbst genau zumessen zu lassen, oder einem Andern abzutreten,

*) Mit diesen Worten schließt X. einen Haupttheil seines Werkes, worin er die freimüthige, lautere Wahrheitsliebe seines Lehrers — der alle Gespräche auf Gründe zurückführte, seine Schüler vom blinden Glauben entwöhnte, und nichts gefährliches vortrug, eben darum aber auch den Vorwurf, daß er die Jünglinge verführe, und deswegen hingerichtet werden müsse, nicht verdient hatte — zeigen wollte. S. Abschn. I. des ersten Buches: ὥσπερ ἐγιγνωσκεν, οὕλος ἔλεγε.

zu theilen, oder zur Bearbeitung anzuweisen *). Dieß aber sey so leicht zu lernen, daß jeder, der auf die Abmessung nur genau achte, sowol die Größe des Landes, als die Art, wie sie gemessen werde, sich auf der Stelle begreiflich machen könne. Er mißbilligte dagegen ein bis zu den schwersten Aufgaben fortgehendes Studium der Geometrie. Denn er sagte, (obgleich er selbst nicht unbewandert darin war **),) er könne den Nutzen davon nicht einsehen, und behauptete, daß es ein ganzes Menschenleben wegnehmen, und vön vielen nützlichen Erlernungen uns abhalten könnte. Er verlangte auch, daß man von der Sternkunde etwas wissen, und von dieser so viel verstehen sollte, um nächtliche Stunden, und Monat und Jahr, in Rücksicht

*) Die höhern Anwendungen geometrischer Lehrsätze waren entweder dem Sokrates wirklich nicht bekannt, oder, wenn er auch eine Ahndung davon hatte, so wollte er doch seine mit allen andern Wissenschaften mehr, als mit Untersuchung der Bürger- und Menschen-Pflichten beschäftigten, Zeitgenossen vor einseitiger Bildung und minder anwendbaren Spekulationen warnen. Für den, der nur gebildet, nicht gelehrt seyn wollte, mochte auch die Regel gelten. Doch könnte man in unsern Tagen, wo der vielseitig — und oberflächlich — gebildeten so viele — der einseitig und gründlich gelehrten weniger zu werden scheinen, sie nicht ohne Schaden der Wissenschaft empfehlen.

**) Doch vermuthlich in der Anwendung?

auf Reisen, Schifffahrt und Wachen bestimmen zu können; auch für jedes andere Geschäft der Nacht, des Monats oder Jahres, behauptete er, wäre bestimmte Kenntniß dieser Zeitpunkte ein nützliches Wahrzeichen. Auch dieß aber könne man leicht von nächtlichen Jägern und Steuerleuten, und manchen Andern, denen an dieser Kenntniß gelegen sey, lernen. — Ein so weit getriebenes Studium der Astronomie aber, daß man sogar die nicht mehr zu einerlei Sphäre gehörigen (in gleicher Umkreisung sich drehenden) Körper — die Planeten und Irrsterne — ihre Entfernungen von der Erde, ihre Bahnen, und die Ursachen derselben, mit Verlust von Zeit und Kräften zu erforschen suche — widerrieth er mit Nachdruck. Denn auch davon versicherte er (obgleich nicht ganz unkundig dieses Faches) keinen Nutzen einsehen zu können. Und gleichwol sey auch dieß Studium weitläuftig genug, um ein Menschenleben aufzureiben, und von manchen nützlichen Dingen abzuhalten. Ueberhaupt widerrieth er, sich um die mechanischen Gesetze, nach welchen Gott die himmlischen Körper lenkte, zu bekümmern. Denn er hielt ihre Entdeckung nicht allein den Menschen für unmöglich, sondern glaubte auch, der mache sich

den Göttern nicht wohlgefällig, der Dinge erforschen wolle, die sie nicht bekannt werden zu lassen für gut fänden. Ein solcher Grübler sey auch in Gefahr, eben sowol den Verstand zu verlieren, als Anaxagoras wahnwitzig geworden sey, der doch sich viel auf die Kunst gewußt hätte, die Weltregierung der Götter erklären zu können. Er sagte nämlich, Feuer und Sonne sey einerlei, und bedachte nicht, daß der Mensch ohne Beschwerde das Feuer ansehen, in die Sonne aber nicht hineinschauen könne; daß Menschen, die von der Sonne beschienen werden, eine schwärzere Haut bekommen, die das Feuer nicht hervorbringet; daß kein einziges Erzeugniß der Erde ohne den Sonnenglanz zum gehörigen Wachsthum gedeihen kann, Alles dagegen, was vom Feuer versengt wird, verdirbt. Indem er ferner die Sonne für einen vom Feuer durchglüheten Stein erklärte, bedachte er auch dieß nicht, daß ein im Feuer befindlicher Stein weder glänzet, noch lange ausdauert; die Sonne dagegen unaufhörlich in einem Alles übertreffenden Glanze fortwähret. — Auch die Erlernung der Rechenkunst empfahl Sokrates, doch mit der Warnung, in dieser sowol, als in den übrigen Wissenschaften die fruchtlosen Spitzfindigkeiten (eig. Bemü-

hungen) zu meiden. Auf das Nützliche *) beschränkte er selbst sich auch immer in den gemeinschaftlichen Untersuchungen, die er mit seinen Schülern anstellte, und in Erklärung der Sätze, die er mit ihnen durchging. Außerdem ermahnte er sie dringend, für ihre Gesundheit zu sorgen, und nicht bloß von Sachverständigen soviel als möglich zu lernen; sondern auch durch eigene, zeitlebens fortwährende Beobachtung ihres Körpers zu bemerken, welche Speisen, Getränke, Beschäftigungen ihnen zuträglich wären; und wie sie durch Hülfe derselben die dauerhafte Gesundheit bis an den Tod genießen könnten. Wer so auf sich selbst achte, werde schwerlich, sagte er, einen Arzt finden, der besser, als er, zu beurtheilen wisse, was ihm zuträglich sey **). Wollte aber jemand durch übermenschliche Weisheit sich berathen lassen, so rieth er ihm, die

*) Anwendbare, Praktische.

**) Kaiser Tiberius bestätigt, wenigstens durch sein Beispiel, den Nutzen einer solchen fortwährenden Aufmerksamkeit auf seine Constitution. „Er pflegte sich sowol über die Kunst der Aerzte, sagt Tacitus, als über die Menschen lustig zu machen, welche nach dem dreißigsten Lebensjahre fremdes Rathes bedürften, um zu erfahren, was ihrem Körper nützlich oder nachtheilig sey. Annal. VI. 46.

Wahrsagekunst als Mittel zu benutzen. Denn er behauptete, wer die Zeichen verstände, wodurch die Götter die Menschen über ihre Angelegenheiten Auskunft gäben, dem könne es an göttlichem Rathe nicht fehlen.

Achter Abschnitt.

Sollte nun aber jemand daraus, daß Sokrates, obgleich er versicherte, der Genius gäbe ihm Winke über sein Verhalten, dennoch von den Richtern zum Tode verurtheilt ward, die Vermuthung entlehnen, er sey unwahrer Behauptungen von diesem Genius überwiesen, so bedenke er zunächst, daß Sokrates damals schon bis zu einem Grade des Alters gekommen war, auf welchem er, wenn auch nicht damals schon, doch bald nachher sein Leben hätte beschließen müssen; daß er ferner dem mühsamsten Abschnitte desselben, in welchem jedermanns Geisteskräfte vermindert werden, entging; dagegen aber durch den Beweis seiner Geistesstärke sich neuen Ruhm erwarb, indem er mit der größten Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Gerechtigkeit seine

Sache vertheidigte, und mit der größten Sanftmuth, und dem männlichsten Sinne das Todesurtheil ertrug. Denn es ist überall eingestanden, daß nie ein Mensch, so weit die Geschichte reicht, den Tod mit schönerer Standhaftigkeit erduldete. Er sah sich nämlich genöthigt, nach der Verurtheilung noch dreißig Tage zu durchleben, weil die Delischen Feiertage*) in jenen Monat fielen, das Gesetz aber keine öffentliche Hinrichtung gestattete, bis die heilige Gesandschaft aus Delos zurückgekehret wäre. Und auch während dieser ganzen Zeit änderte er, vor den Augen aller seiner Freunde, auch nicht das Geringste in seinem Betragen; und gleichwol ward er, unter allen Menschen der Vorzeit, wegen seines ruhigen und heiteren Sinnes am meisten bewundert. Und wie könnte nun wol ein Mensch eines schöneren Todes sterben? Oder welcher Tod wäre wol schöner als der, den man zu seiner größten Ehre stirbt? Welcher könnte beglückender seyn, als der rühmlichste; welcher den Göttern angenehmer, als der

*) Diese feierte das Atheniensische Volk, dem Apoll zu Ehren, alle fünf Jahre. Von diesen findet man Nachricht beim Thucydides III. 104. Andere Delische Festtage wurden jährlich dem Theseus zu Ehren, der den Minotaur tödtete, gefeiert.

glücklichste? Ich muß aber auch noch eine Nachricht, die Hermogenes, Sohn des Hipponikus, mir von ihm erzählte, mittheilen. Dieser sagte nämlich, nachdem Melitus ihm schon den Proceß gemacht hätte, habe er ihn eher von jeder andern Sache, als von diesem Processe reden hören, und dann zu ihm gesagt, er müsse auf seine Rechtfertigung bedacht seyn. Anfangs habe nun Sokrates darauf erwiedert: Du meinst also, ich wäre nicht mein ganzes Leben hindurch darauf bedacht gewesen? Auf die Frage, wie das zu verstehen sey, habe er geantwortet: Sein ganzes Leben hindurch sey er ja nur damit beschäftigt gewesen, Recht und Unrecht zu unterscheiden; jenes zu thun, dieses zu unterlassen, und dadurch, glaube er, sey am besten für seine Vertheidigung gesorgt. Darauf habe er versetzet: Weißt du nicht, Sokrates, daß die Richter zu Athen viele noch ganz unschuldige Menschen, durch ein Wort beleidigt, zum Tode verurtheilt, manche Verbrecher dagegen losgesprochen haben? Ja wol; aber beim Zeus, lieber Hermogenes! habe er geantwortet, da ich schon auf eine Vertheidigung gegen die Richter bedacht war, trat mir warnend mein Genius entgegen. — Es ist unbegreiflich, was Du sagst, erwie-

derte H., und Sokrates gab zur Antwort: Wie? Du findest es wunderbar, daß es dem Gott besser dünkt, wenn ich jetzt mein Leben beschließe? Weißt Du nicht, daß ich bis auf diese Stunde keinem Menschen den Vorzug zugestehe, besser und vergnügter, als ich, gelebt zu haben? Denn am besten leben nach meiner Ueberzeugung die, welche am besten darauf bedacht sind, so gut als möglich zu werden; das freudigste Leben aber führen solche, die es am lebhaftesten fühlen, daß sie täglich besser werden. Dieß nahm ich bis auf den heutigen Tag an mir wahr, und durch meinen Umgang mit andern Menschen sowohl, als durch die Vergleichung, die ich zwischen mir und ihnen anstellte, ward ich in dieser Meinung von mir selbst bestätiget.

Und nicht nur ich selbst, sondern auch meine Freunde hegen unverändert von mir diese Meinung; nicht aus Vorliebe für mich (denn sonst müßten auch die Freunde anderer Menschen von ihren Geliebten so urtheilen), sondern weil auch sie durch meinen Umgang die besten Menschen geworden zu seyn glauben. Wenn ich aber längere Zeit lebte, vielleicht müßte ich dann die Beschwerden des Alters ertragen; Gesicht und Gehör könnten schwächer, der Verstand gelähmt

werden; ich würde vielleicht schwerer etwas begreifen, und behalten, und denen nachstehen müssen, die ich sonst an Vorzügen übertraf. Fühlte ich dieß (den Abgang dieser Kräfte) nicht, so wäre mein Leben ohne Bedeutung *); hätte ich aber ein Gefühl davon, wie viel schlechter und freudenleerer würde es dann seyn? Sterbe ich ungerecht verurtheilt, so mögen meine ungerechten Henker die Schande davon tragen. Denn ist Ungerechtigkeit überhaupt Schande, wie sollte dann nicht jede ungerechte That schänden? Wie aber kann es mir zur Schande ge eichen, daß Andere in meiner Sache das Recht weder zu erkennen, noch auszuüben vermögen? Ich bemerke ja auch, daß von den Menschen der Vorzeit nicht gleiches Ansehn bei der Nachwelt denen zu Theil geworden ist, die Unrecht gethan und gelitten haben **). Und ich weiß es, daß auch mich die Menschen der Aufmerksamkeit werth halten, und wenn ich jetzt sterbe, nicht gleiche Achtung denen, die mich hinrichten, beweisen

*). Eig. so gut wie kein Leben — gehaltleer.

**) Daß größere Ehre, will er sagen, denen bei der Nachwelt zu Theil ward, die Unrecht erlitten, als denen, die es zugefügt hatten.

werden*). Denn mein Gewissen bezeugt es mir selbst, daß ich auch nicht einem Menschen Unrecht gethan, nicht einen verführt, wol aber immer meine Freunde zu bessern gesucht habe. — So sprach er zum Hermogenes und zu Andern. — Von denen aber, die den Charakter des Sokrates kannten, wünschen auch jetzt noch alle Tugendfreunde ihn mit der lebhaftesten Sehnsucht, als den besten Führer auf dem Wege zur Tugend, zurück. Mir aber scheint ein Mann, der so gesinnet war, wie ich ihn schildere, (so gottesfürchtig, daß er ohne der Götter Gutachten nichts unternahm; so gerecht, daß er Keinen auch nur im geringsten nachtheilig, wohl aber seinen Freunden in einem hohen Grade nützlich würde; so enthaltsam, daß er nie das Angenehmere dem Bessern vorzog; so verständig, daß er mit untrüglicher Richtigkeit das Bessere vom Schlechtern zu unterscheiden wußte, und zu dieser Beurtheilung keines Andern bedurfte, sondern sich selbst genug war; fähig, auch mit Worten diese Begriffe zu bestimmen; fähig,

*) Und diese Ahndung, göttlicher Sokrates! ist wahr geworden.

Andere zu prüfen, den Irrenden zu überführen, und zu Tugend und Biedersinn ihn zu ermuntern;) mir, sage ich, scheint ein solcher so vorzüglich zu seyn, wie man sich nur den Besten und Glücklichsten denken kann. Wer aber darin nicht mit mir einstimmet, vergleiche nur mit diesen Zügen den Charakter eines andern Menschen, und fälle dann sein Urtheil!

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Xenophon,

Sokrates als Mensch und Lehrer oder Denkwürdige Reden und Thaten des Sokrates

Lübeck ; Leipzig 1802

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.605
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426253-5